

## ZEICHEN DER ZEIT

### MITEINANDER IN DIE NEUESTE ZEIT

### ZUKUNFTSFORUM 2008 DER DEUTSCHEN SCHÖNSTATT-BEWEGUNG

Vom 11. bis 13. April 2008 tagte auf Berg Schönstatt das sog. Zukunftsforum der Bewegung hierzulande. - Wer Foyer und Aula des Pater-Kentenich-Hauses während dieser Tage auf sich wirken ließ, begegnete ca. 190 Teilnehmerinnen und Teilnehmern durchweg in eifrigem Gespräch über Zukunftsfragen der Schönstatt-Bewegung in Deutschland. Insgesamt war es ein bunter Querschnitt durch die verschiedenen Gruppierungen: Gemeinschaften (Bünde, Verbände), Ligagliederungen, Initiativen und „Diözesen“; „freischaffende Künstler“ waren selbstverständlich auch mit einbezogen.

Die Idee zu einem solchen Forum kam zunächst auf im Zusammenhang erster Überlegungen zur Vorbereitung des Jubiläums 2014 und auch einer gewissen Unzufriedenheit mit dem Besuch der jährlichen Delegiertentagung (Oktoberwoche) der deutschen Schönstatt-Bewegung in den letzten Jahren: zu wenig generationsübergreifende und, im Blick auf die Engagements Schönstatts, zu wenig repräsentative Besucherschaft; trotz relativ aufwendiger Vorbereitung mitunter zu wenig dynamischer Effekt – so jedenfalls Tendenzen in der Meinungsbildung in Kreisen der Zentrale, d. h. dem Kreis der hauptamtlich in der Bewegung eingesetzten Kräfte und deren Team-Chefs. Es wurde der Ruf wach, einen Veranstaltungstyp eigener Art zu kreieren, welcher vor allen Dingen mehr Arbeits-Charakter haben sollte. Daraufhin kam es im Frühjahr 2007 in einer gemeinsamen Beratung von Landespräsidium und Zentralrat zu einer EntschlieÙung, ein solches Projekt ins Auge zu fassen. Der Bewegungsleiter, P. Penners, wurde gebeten, die Durchführung des Projekts in die Hand zu nehmen. Ihm selbst wurde recht schnell klar, dass es dazu auch einer qualifizierten Mithilfe bedurfte, die er in Schw. M. Vernita Weiß in einer teilweisen Freistellung erhielt.

Worum sollte es der Zielsetzung nach in einem solchen Forum gehen? Der Eingangsimpuls signalisierte eine dreifache Zielrichtung des Forums, ohne damit die Frage nach dem Warum und Ziel des auf Prozesshaftigkeit angelegten Vorhabens definitiv klären zu können und zu wollen: Es gehe darum,

- den sich abzeichnenden Gestaltwandel der Schönstattbewegung *wahrzunehmen* (Altersstruktur; die drastische Verschiebung zu den Familiengemeinschaften; der Trend zur Mitarbeit an Projekten etc.);

- ebenso die vorhandenen Ressourcen an Personen, deren Begabungen und Engagements,

- erste Schritte zu ermöglichen im Blick auf die signalisierten Veränderungen.

Diese Veränderungen traten deutlich zutage in einem Beteiligungsprozess, in dem fünf- bis siebenhundert Personen an Stellungnahmen zur aktuellen Situation der Bewegung in Deutschland beteiligt waren. In dieser Meinungserhebung traten namentlich folgende Desiderate zutage:

- mehr *Miteinander* in „Schönstatt“: aus einer gewissen Parzellierung zu einem effektiveren Zusammen in einem Klima der Wertschätzung und Kooperation,
- zeitgerechte Schwerpunktbildung: Familienarbeit (Familiengliederungen, Familienprojekte zwischen Hausgesprächen und Familien-Akademien),
- Sensibilität für Zeitnöte,
- Förderung von Projekten und Initiativen,
- Verheutigung und Zeitnähe in Sprache, Design und Präsentation der Bewegung in ihren verschiedenen Veranstaltungstypen.

Für das sich bildende Team zur Vorbereitung des Forums (aus Vertretern der Zentrale, des Landespräsidiums und der Diözesanverantwortlichen) und der Forumsleitung (vgl. Moderation Prof. Rolf Stein; P. Ludwig Güthlein; Schw. M. Vernita Weiß; P. L. Penners) stellte sich damit die Aufgabe, aus diesen Desideraten nicht nur Tagungsinhalte werden zu lassen, sondern zu einem arteigenen Tagungsdesign zu kommen. Einem neuen Miteinander diene in diesem Sinne vor allem in den Programmpunkten: relativ viel Raum für gegenseitigen Austausch; freie Rede, in der Stellung genommen werden konnte zur Situation der Schönstattbewegung; Vorstellung von Projekten und Initiativen; die sog. „prophetischen Impulse“ zur Aktualisierung der Kernkompetenz Schönstatts: je neue Positionierung durch den Gott des Lebens (Regens Emge); Persönlichkeitsbildung und Gemeinschaftskultur heute (Ordinariatsdirektorin Dr. Gertrud Pollak); zum Marianischen in der Sendung Schönstatts (P. Ludwig Güthlein, Zentralrat); Aneignung des Gründererbes (Schw. Dr. M. Nurit Stosiek, Ständeleiterin Akademikerinnen) und schließlich die Arbeit in den ca. 18 Arbeitskreisen, welche eine realistische Erfassung der Situation mit der Möglichkeit verbanden, erste Schritte anzubahnen im Sinne anzustrebender Veränderungen (von der Lage kleiner Schönstattzentren; Öffentlichkeitsarbeit; Fragen einer Lokalisierung der Schönstatt-Pädagogik bis zur Zusammenarbeit mit anderen Kräften in Kirche, Ökumene und Gesellschaft).

Was nicht zu planen war, aber vielfältig nicht nur gewünscht, sondern buchstäblich auch erbetet wurde, war vor allen Dingen ein Doppeltes: eine hochmotivierte Teilnehmerschaft, die schnell miteinander ins Gespräch kam, und in diesem bereits angedeuteten Miteinander von engagierten Schönstättlern breitete sich ein Klima des Vertrauens und der Zuversicht aus, dass bei allen zu erwarteten Veränderungen die Bewegung in diesem Land nicht ohne Bereitschaft, Begabungen und Initiativen ist, welche allen Anlass geben, in einem Klima der Hoffnung und der Zuversicht in die neueste Zeit zu gehen. Der Schriftzug aus dem Grußwort Pater Kentenichs für die Schönstattfamilie beim Essener Katholikentag prägte nicht nur die Stirnwand der Aula im Pater-Kentenich-Haus, sondern wurde immer mehr für die versammelten Teilnehmerschaft zu einem Verdichtungspunkt in dem, was sie in den Tagen erlebten: ein gewisses Klima des Aufbruchs und der Solidarisierung. Dazu trug nicht wenig bei, dass die junge Generation vor allen Dingen in den jungen Erwachsenen gut vertreten war und dabei namentlich das Projekt „Erklär mir Schönstatt“ vorstellte. Ebenso das In- und Miteinander von Zeiten des Gesprächs, der Reflexion und des geistlichen Hörens und Antwortens auf die Führungs-

momente der Vorsehung. Dazu zählen nicht nur die Herausforderungen, welche offen angesprochen wurden, sondern gerade auch die Geschenke, welche zumal die Schönstattbewegung in Deutschland in den letzten Jahren erhalten hat: eine entzündete und entzündbare Jugend (vgl. Weltjugendtag; Jugendfest München etc.), ein ganzer Kranz von Projekten (vgl. Pilgernde Gottesmutter; Spurensuche; Familien-Akademien etc.); die Neubesinnung auf das Urheiligtum als geistlicher und apostolischer Mitte unserer Familie; das geschwisterliche Miteinander mit den anderen Bewegungen und schließlich die Tatsache, dass 40 Jahre nach dem Tod Pater Kantenichs in Erzbischof Dr. Zollitsch ein Schönstattpriester an die Spitze der Deutschen Bischofskonferenz berufen wurde.

Zum Gelingen des Zukunftsforums hat sicher wesentlich auch beigetragen, dass es im Pater-Kantenich-Haus stattfinden konnte, das sich selbst gleichsam noch einmal neu entdecken durfte. Namentlich in den sich ergänzenden Funktionen der ansprechend gestalteten Aula und dem Foyer, in dem sich die familienhafte Begegnung vollziehen konnte; die geistliche Nähe Pater Kantenichs und seines Charismas war stets gegenwärtig und kam besonders schön zum Ausdruck am 12. April, dem Samstagvormittag im Ablauf der Veranstaltung, in der Hinbewegung der Teilnehmer zur Statue, vor welcher der neunjährige Joseph Kantenich zusammen mit seiner Mutter die Weihe an Maria vollzogen hatte.

Ob der Ort Schönstatt nicht gerade auf 2014 hin, unbeschadet der Häuser und Heiligtümer einzelner Gemeinschaften, ein Kongresszentrum brauchte, das, genuin geprägt vom Geist der Bewegung, solcher Art Arbeit, geistlicher Inspiration und familienhafter Begegnung ermöglicht? In früheren Jahrzehnten hat das sog. „Bundesheim“ offensichtlich etwas von dieser zentralen Funktion inne gehabt.

Für das gesamte Zukunftsforum bleibt indessen Aufgabe, was bei der Veranstaltung immer wieder deutlich wurde: Es ist nicht zunächst ein Treffen, sondern ein Prozess. Nicht so sehr Themen sind gefragt, sondern Impulshaftigkeit; nicht zunächst grundrisshafte Doktrin, sondern aufbrechendes Miteinander. Die nächste Zwischenstation: Februar 2009!

Lothar Penners

JOACHIM SCHMIEDL

SCHÖNSTATT IN DEUTSCHLAND  
40 JAHRE NACH DEM TOD DES GRÜNDERS

Das unruhige Epochenjahr 1968 endete für die internationale Schönstatt-Bewegung am Morgen des 15. September. Nach seiner ersten Eucharistiefeier in der drei Monate zuvor eingeweihten Anbetungskirche auf Berg Schönstatt und unmittelbar vor einem Vortrag für die von ihm gegründeten Marienschwestern starb P. Joseph Kentenich in der Sakristei der Kirche. Der Schock, den der Tod des 83jährigen auslöste, ist auch heute noch in Gesprächen spürbar. Für die Bewegung begann die Nachgründerzeit. 40 Jahre später ist es an der Zeit, auf die seitherige Geschichte der Bewegung zurück zu schauen und eine erste Bilanz zu versuchen.

Der „verewigte Vater und Gründer“

Eine wichtige Weichenstellung wurde unmittelbar nach dem Tod P. Kentenichs getroffen. Dass er an seinem Sterbeort beigesetzt wurde, ließ ihn nicht aus dem Bewusstsein seiner Gründung entschwinden. P. Alexander Menningen, bereits 1942 von P. Kentenichs als sein geistiger und geistlicher Nachlassverwalter eingesetzt, sprach gerne vom „verewigten Vater und Gründer“. Anwesenheit und Abwesenheit gleichzeitig sind darin ausgesagt. Paradigmatisch für die Beziehung geistlicher Bewegungen zu ihrem Gründer ist das, was sich nach dem Tod P. Kentenichs in der Beziehung zu ihm ereignete.

Wie vielleicht in keiner anderen geistlichen Bewegung ist in Schönstatt die Person des Gründers als Vorbild und Bezugsperson präsent. Die Bemühungen um seine Seligsprechung, die bereits wenige Jahre nach dem Tod zu einer ersten Prozessphase führten, prägen das Außenbild und die Binnenbeschäftigung Schönstatts zu einem großen Teil. Was P. Kentenich selbst mehrfach betonte, nämlich dass zur Anerkennung der Bewegung in Kirche und Gesellschaft das kirchlich anerkannte Heiligkeitszeugnis gehöre, wurde und wird an seinem Leben durch-exerziert. Aus der ganzen Welt werden Zeugnisse gesammelt, die von der Überzeugung getragen sind, dass P. Kentenich auch vom Himmel aus wirksam ist. Seine Verehrung ist fast in der ganzen Welt verbreitet.

Im Verlauf des Prozesses wurde und wird immer deutlicher, dass mit P. Kentenich nicht nur ein Priester auf dem Weg zur Ehre der Altäre ist, der eine fromme Bewegung gegründet hat. Nach wie vor ist er in manchen Kreisen vor allem der deutschen Kirche umstritten. Die Jahre der Gefangenschaft im KZ Dachau und der 14 Jahre im kirchlichen Exil in Milwaukee wirken nach. Dadurch wird aber auch immer deutlicher, dass P. Kentenich ein kirchliches „Schwergewicht“ ist. In den

Jahrzehnten seit seinem Tod wurde ein beachtlicher, wenn auch prozentual noch geringer Teil seiner mündlichen und schriftlichen Äußerungen veröffentlicht. Der Umfang seines schriftlichen Nachlasses dürfte mehrere Hunderttausend Seiten umfassen.

Damit umzugehen fällt seiner Bewegung nicht leicht. Zwar gehört für die engeren Gemeinschaften die Lektüre seiner Schriften in Studium und Meditation zur festen Gewohnheit, doch führt die sperrige Bildhaftigkeit und geprägte Sprachkraft dazu, dass eine breite Kenntnis des Kentenichschen Werkes auf wenige Personen beschränkt bleibt. Es muss abgewartet werden, ob und wie sich das in den kommenden Jahrzehnten verändern kann. Doch kirchengeschichtliche Vergleiche versprechen eine gewisse Beruhigung: Die theologischen Dimensionen ihrer Gründer zu erkennen und die volle Verfügbarkeit ihrer Werke zu bewerkstelligen, war sowohl bei den Franziskanern als auch bei den Jesuiten eine Aufgabe, die im 20. Jahrhundert bewältigt wurde – 700 Jahre nach dem Tod des hl. Franziskus und 350 Jahre nach dem Tod des hl. Ignatius.

## Die Ambivalenz der Gedenkjahre

Zwei Gedenkjahre zeigten die Ambivalenz des Umgangs mit Person und geistigem Erbe P. Kentenichs. 1985 wurde das 100jährige Jubiläum seiner Geburt gefeiert. Mehrere Großveranstaltungen in Schönstatt und Rom, Begegnungen mit dem Papst und Kardinälen, zwei Gedenkbriefmarken in Deutschland und Chile - Schönstatt schien in der kirchlichen Öffentlichkeit angekommen zu sein. Doch gerade an der Person dessen, der gefeiert werden sollte, schieden sich in der Folge die Geister. Der Feieranlass, nämlich Geburt, Kindheit und Jugend des Gründers, wurde nicht thematisiert. Unterschiedliche Interpretationen in Fragen der Spiritualität und Organisation führten zu Spannungen innerhalb der und zwischen den Verbänden. Die Nachgründerzeit erwies sich als ziemlich schwierig.

1999, also 50 Jahre nach dem Brief, den P. Kentenich am 31. Mai 1949 als Antwort auf die bischöfliche Visitation der Marienschwestern geschrieben hatte, war die Situation anders. Die Feierlichkeiten fanden in Lateinamerika statt. An Deutschland ging das Ereignis ziemlich vorbei. Durch die Bereitstellung von Quellenmaterial aus der Feder P. Kentenichs wurde jedoch zumindest zeitweise ein neues Interesse an seinem schriftlichen Nachlass wach.

Ein kreatives Ergebnis dieses Jahres ergab sich durch den Besuch Chiara Lubichs und Andrea Riccardis in Schönstatt wenige Tage nach den Feierlichkeiten in Chile. Die dadurch entstandenen Kontakte und Solidaritäten unter den Geistlichen Bewegungen lassen etwas erahnen von dem, was sich P. Kentenich in Anlehnung an Vinzenz Pallotti unter dem Apostolischen Weltverband vorstellte. Das „Bündnis der Liebe“, das die Gemeinschaften über die konfessionellen Grenzen hinaus geschlossen haben, hat für die Schönstatt-Bewegung den Blick geöffnet: Ökumene wurde vorstellbar und konkret; eine Neuauflage der Print-Ausgabe des Schönstatt-Lexikons könnte heute nicht mehr auf das Stichwort „Ökumene“ verzichten.

## Regionalisierung und Internationalisierung

Die Schönstatt-Bewegung hat in den Jahrzehnten nach der Rückkehr des Gründers aus dem Exil enorme soziologische Veränderungen erfahren, die sich auf die lokale Präsenz auswirkten. Am Ursprungsort Schönstatt zeigen sich diese Veränderungen in den Häusern der Verbände und Bünde sowie in den Schulungszentren für die Gemeinschaften. 1965 gab es in Schönstatt neben dem Urheiligtum noch zwei Filialheiligtümer. Heute sind es insgesamt 13 Heiligtümer. Der Ortsplan von Schönstatt zeigt die Ausmaße einer veritablen Kleinstadt, vielleicht des größten religiösen Zentrums in der Bundesrepublik Deutschland.

Noch deutlicher werden die Veränderungen, wenn man die Zahl der Schönstatt-Heiligtümer insgesamt betrachtet. Beim Tod des Gründers waren 48 Kapellchen weltweit errichtet, heute sind es knapp 190. Die Zahl der Länder mit einem eigenen Schönstatt-Heiligtum ist in diesem Zeitraum von 12 auf 31 gestiegen. In Deutschland gibt es 56 Heiligtümer in 21 Diözesen.

Diese Zahlen zeigen einen Teil der demographischen Veränderungen in der Schönstatt-Bewegung. Ein enormes Wachstum hat für eine große Verbreitung weltweit und eine Differenzierung innerhalb Deutschlands gesorgt. Schönstatt existiert in fast allen Diözesen. Dadurch ergeben sich freilich zunehmend Probleme mit ausreichender Belegung der einzelnen Zentren und der Finanzierung der entstandenen Bauten. Manche diözesane Schönstatt-Bewegung ist mittlerweile an die Grenzen ihrer finanziellen und personellen Leistungskraft gestoßen.

Das hängt auch mit der Überalterung der über Jahrzehnte die Bewegung tragenden ehelos lebenden Verbände zusammen. Die Personaldecke bei den Marienschwestern, den Frauen von Schönstatt, den Marienbrüdern und den beiden Priestergemeinschaften der Schönstatt-Patres und Verbandspriester ist dünn geworden. Nicht mehr selbstverständlich ist, dass an den Schönstatt-Zentren eine Filiale der Marienschwestern lebt und wirkt. Mit dieser Entwicklung steht Schönstatt als Geistliche Bewegung nicht allein. Sie nimmt teil an der allgemeinen Berufungskrise für jungfräuliche Gemeinschaften vor allem im europäischen Raum. Die Verbände können sich (noch) damit trösten, dass der Wachstumsschub in außereuropäischen Ländern anhält. Doch die Projektion der Alterspyramide auf die kommenden Jahre hin macht deutlich, dass die Probleme der Regionalisierung eher wachsen als abnehmen werden.

Gleichzeitig profitiert das deutsche Schönstatt von der Internationalisierung. Für die Mitglieder der Jugendgemeinschaften ist das globale Schönstatt zu einer Selbstverständlichkeit geworden. Vor allem die Weltjugendtage haben Einzelnen den Blick geöffnet für andere Länder und damit andere Weisen, die Spiritualität Schönstatts zu leben. Von der Internationalisierung ihrer Mitglieder empfangen die Verbände und Bünde eine geistige Bereicherung, wenn es auch nicht immer gelingt, die unterschiedlichen Mentalitäten zu verstehen und zu einer wirklichen Integration nicht nur der lateinamerikanischen Mitglieder, sondern auch der indischen

und afrikanischen Schwestern und Brüder zu kommen. Aber auch in dieser Hinsicht stellen die Bewegungen ein Laboratorium für die Zukunft der Kirche in einer globalisierten Welt dar.

## Pastorale Wachstumszweige

An zwei Stellen können weltweit und auch in Europa pastorale Wachstumszweige der Geistlichen Bewegung Schönstatt aufgewiesen werden.

Zum einen können die Familiengemeinschaften einen großen Zuwachs verbuchen. Das gilt für das Schönstatt-Institut Familien mit seinen Boomregionen besonders in Südamerika ebenso wie für den Schönstatt-Familienbund, dessen Zentrum auf dem Kantenich-Hof in Hillscheid zur Heimat für viele Familien geworden ist, auch für solche, die ursprünglich nicht in den Jugendgemeinschaften Schönstatts waren. Initiativen wie die Familienakademie, eine zweijährige Intensivausbildung von Ehepaaren, die von Österreich angestoßen wurde und nun an mehreren Stellen in Deutschland ebenfalls durchgeführt wird, sind zum Kennzeichen einer apostolisch aktiven Bewegung geworden, deren Träger mehr und mehr Ehepaare und Familien werden. Schönstatt ist damit Vorreiter einer Entwicklung, auf die sich die Kirche insgesamt noch stärker als bisher einstellen muss.

Ein zweiter Wachstumszweig ging von Brasilien aus. Die anfänglich nur für das Heilige Jahr 1950 gedachte Kampagne, ein Bild der Dreimal wunderbaren Mutter von Schönstatt in Form eines Kapellchens in die Häuser von Familien zu tragen, damit dort der Rosenkranz gebetet werde, weitete sich aus. Gegenwärtig werden in 90 Ländern der Erde Hunderttausende von Bildern im Monatsrhythmus zu mehreren Millionen Menschen getragen. Allein in Brasilien sind über 120000 Bilder der Gottesmutter zu annäherungsweise 3,6 Millionen Menschen unterwegs. Auch in Deutschland sind über 5000 Menschen für je ein Marienbild verantwortlich, das in einem bestimmten Rhythmus Einzelne und Familien in einen Kontakt mit Jesus und Maria bringt. Was P. Kantenich kurz vor seinem Tod über diese Kampagne sagte, dass darin eine Seelsorgeform der Zukunft liege, wird heute deutlicher denn je: Laien übernehmen eine Aufgabe, die von Priestern nicht mehr geleistet werden kann, und besuchen Menschen in ihrer Umgebung.

Vierzig Jahre nach dem Tod ihres Gründers hat die Schönstatt-Bewegung Teil an den Problemen, unter denen die Kirche insgesamt leidet. Als älteste der Geistlichen Bewegungen hat sie manche Kinderkrankheiten schon hinter sich. Es richtet sich der Blick in die Zukunft. Das „Zukunftsforum“ und die Vorbereitungen auf das 100jährige Bestehen 2014 sind erste wichtige Anzeichen dieser neuen Wegstrecke.

BERND BIBERGER

NACHGRÜNDERZEIT

VIERZIG JAHRE NACH DEM TOD DES GRÜNDERS:

DIE SCHÖNSTATTFAMILIE AN DER SCHWELLE IHRER „NACHAPOSTOLISCHEN“ ZEIT

In diesem Jahr sind es vierzig Jahre, seit Pater Josef Kentenich, der Gründer der Schönstatt-Bewegung am 15. September 1968 in die Ewigkeit eingegangen ist. Der Tod Josef Kentenichs bedeutete für die Schönstattfamilie eine einschneidende Zäsur. Bis zu seinem Tod hatte Josef Kentenich bedeutenden Einfluss auf die Entwicklung seiner Bewegung. Sein Leben war so eng mit der Geschichte der entstehenden Schönstatt-Bewegung verknüpft, dass das eine ohne das andere nicht zu denken war. Deutlich wird dies in den so genannten vier Meilensteinen. Sie markieren entscheidende Ereignisse in der Geschichte Schönstatts und zeigen gleichzeitig zentrale Wendepunkte im Leben Josef Kentenichs an.

Der Tod Josef Kentenichs vor vierzig Jahren: Beginn der Nachgründerzeit

Mit dem Tod Josef Kentenichs jedoch beginnt die Nachgründerzeit. Damit endete die Prägung, Schulung und Erziehung der Bewegung durch ihren Gründer. Nicht mehr er, der in vielen Fragen bis dahin zwar nicht unbedingt rechtliche, aber auf jeden Fall moralische Letztinstanz war, trägt die zentrale Verantwortung. Vielmehr traten nach und nach diejenigen in seine Fußstapfen, die sich von ihm haben ansprechen und begeistern lassen, und übernahmen seine Sendung. Jetzt galt es, sein Erbe zu sichern, zu vertiefen und die Schönstatt-Bewegung aus seinem Geist heraus nicht nur fortzuführen, sondern auch weiterzuentwickeln. Dabei kam denjenigen, die von ihm selbst geprägt und erzogen worden waren, eine besondere Rolle zu. Ihnen oblag es, das von ihm empfangene Erbe weiterzugeben. Dies geschah oft in bewusster Weise durch Erzählung, durch Verkündigung oder durch Lebenszeugnis, nicht selten aber auch in unbewusster Weise, denn seine Formung hatte ihre Denk- und Lebensweise geprägt, und so machten sie auf ihre Weise den Gründer Schönstatts gegenwärtig.

Vorbereitung auf die Nachgründerzeit

Schon zu Lebzeiten Josef Kentenichs gab es Phasen, in denen die Bewegung ohne ihren Gründer auskommen musste, obwohl er noch am Leben war. Die erste dieser Phasen begann mit seiner Verhaftung durch die Gestapo am 20. September

1941 und endete mit seiner Entlassung aus dem KZ Dachau am 6. April 1945. Zwar gelang es Kentenich, sowohl aus dem Gefängnis in Koblenz als auch aus dem KZ in Dachau auf konspirativem Weg mit seinen engsten Weggefährten Kontakt zu halten, doch musste dieser Kontakt aus verständlichen Gründen auf einen kleinen Kreis begrenzt bleiben, so dass sein Einfluss auf die Leitung der Bewegung sehr beschränkt und eher mittelbar war.

Die zweite, deutlich längere Phase der Abwesenheit des Gründers von seiner Gründung stellt die so genannte Exilszeit zwischen 1951 und 1965 dar. Durch die Auflagen der kirchlichen Obrigkeit und die Verbannung nach Milwaukee waren ihm die Hände gebunden und seine Einflussmöglichkeiten begrenzt. Kontakt mit seiner Bewegung war ihm ausdrücklich untersagt. Lediglich auf seelsorgerlichem Weg, der ihm nach wie vor erlaubt war, war es ihm möglich, Fühlung zu halten.

In beiden Phasen war seine Gefolgschaft gezwungen, Verantwortung für die Bewegung zu übernehmen und diese aus den von ihm übernommenen Prinzipien weiterzuentwickeln. Gleichzeitig wurden Formen und Wege gesucht, wie es gelingen konnte, mit dem Gründer in lebendiger Beziehung zu bleiben, wobei diese in erster Linie spiritueller Natur war.

Zumindest im Vorfeld der ersten Phase rechnete Kentenich selbst mit einer längeren Phase der Abwesenheit. Die Verhaftung durch die Gestapo traf ihn nicht unvorbereitet, nicht nur weil im Vorfeld bereits eine Reihe seiner engsten Mitarbeiter interniert worden war, sondern weil ihm klar war, dass seine gezielte Ablehnung des Nationalsozialismus von diesem auf Dauer nicht unbeantwortet bleiben konnte. Entsprechend regte der Gründer seine Gefolgschaft an, sich nicht nur mit ihm und seiner Sendung „gleichzuschalten“, also seine Sendung nachzuvollziehen, sondern sich sogar darin „einzuschalten“, sich also um eine innere Verbindung mit ihm zu bemühen und ihn nicht nur als Gründer, sondern auch als überzeitliches Haupt der Schönstattfamilie anzusehen.<sup>1</sup> Bereits zu diesem Zeitpunkt signalisierte Kentenich also der Bewegung, dass es für die Entwicklung der Bewegung und für die Übernahme seiner Sendung nicht ausreicht, seine Ideen aufzunehmen, sondern dass die lebendige Fühlung mit ihm der zentrale Schlüssel für die Zukunft darstellt.

Durch die verschiedenen Phasen der Abwesenheit des Gründers bereitete die göttliche Vorsehung die Schönstatt-Bewegung auf die Nachgründerzeit vor. Anders als die Zeit nach seinem Tod waren jedoch die Phasen der Abwesenheit Kentenichs immer auch geprägt von der Hoffnung, dass die Einschränkungen mit der Zeit wieder aufgehoben würden und es dem Gründer wieder möglich und erlaubt wäre, seine Gründung zu formen, zumal Kentenich im Rahmen des ihm Möglichen und Erlaubten auch Wege fand, Fühlung zu halten.

---

<sup>1</sup> Zu den Begriffen Gleich- und Einschaltung vgl. Schmiedl, Joachim, Art. Meilensteine, in: Schönstatt-Lexikon. Fakten – Ideen – Leben, hrsg. v. Hubertus Brantzen u.a., Vallendar-Schönstatt, 1996, 254-256, bes. 255.

## Vierzig Jahre nach seinem Tod: Im Angesicht einer „nachapostolischen“ Zeit

Vierzig Jahre nach dem Tod Josef Kentenichs tritt die Nachgründerzeit in eine neue Phase. Viele von denen, die von Josef Kentenich selbst geformt und geprägt worden sind, sind ihm inzwischen in die Ewigkeit gefolgt. Andere müssen sich aus Gründen der Gesundheit und des Alters immer mehr aus der Verantwortung für die Schönstattfamilie zurückziehen. Es wird die Zeit kommen, in der es nicht mehr viele geben wird, die von persönlichen Begegnungen und prägenden Erfahrungen mit dem Gründer Schönstatts erzählen können. In Analogie zur Geschichte des Urchristentums könnte man, wenn auch, mit Kentenich gesprochen, „auf unendlich niedrigerer Ebene“, sagen, dass die Schönstatt-Bewegung in die „nachapostolische“ Zeit eintritt. So wie mit dem Tod der Apostel die Zeit der Zeugen, „die die ganze Zeit mit uns zusammen waren, als Jesus, der Herr, bei uns ein und aus ging“ (Apg 2,21), zu Ende ging, so neigt sich auch in der Schönstattfamilie die Zeit der Zeugen, die Kentenich persönlich erlebt haben, dem Ende zu. Damit verändert sich aber das Verhältnis der Bewegung zu ihrem Gründer noch einmal, vielleicht nicht so markant wie unmittelbar nach seinem Tod, aber doch einschneidend. Diesen „natürlichen Lauf der Dinge“ gilt es bewusst wahr zu nehmen und sich gezielt darauf einzustellen, damit das Erbe des Gründers bewahrt bleibt. Nur wenn die Schönstatt-Bewegung auch in Zukunft eine Bewegung aus dem Geist ihres Gründers bleibt, bleibt sie eine fruchtbare Bewegung, und nur wenn die Bewegung an der Sendung ihres Gründers festhält, wofür der von Kentenich selbst geprägte Personenkreis in gewisser Weise Garant war, behält sie ihre Existenzberechtigung. Dabei geht es nicht darum, Althergebrachtes in die Zukunft zu retten, sondern es geht darum, den Geist und die Sendung des Gründers vertieft in sich aufzunehmen, um daraus Antworten auf die Herausforderungen der jeweils eigenen Zeit zu geben.

Natürlich haben auch in den vergangenen Jahrzehnten bereits viele Frauen und Männer, die Josef Kentenich nicht persönlich begegnet sind, seinen Geist in sich aufgenommen, eine lebendige Beziehung zu ihm aufgebaut und Verantwortung übernommen. Das war auch in der urchristlich-apostolischen Zeit nicht anders. Denken wir nur an Paulus, der dem historischen Jesus von Nazaret nie begegnet und dennoch selbst dem Apostelfürsten Petrus offen entgegengetreten ist, als er den Eindruck hatte, dass dieser sich ins Unrecht gesetzt hatte (vgl. Gal 2,11). Doch gleichzeitig zeigt das Beispiel des Völkerapostels auch, wie wichtig eine lebendige und tiefgehende Beziehung zum verherrlichten Christus ist, um in glaubhafter und kraftvoller Weise das Evangelium zu verkünden. Ohne die Erfahrung des so genannten „Damaskus-Erlebnisses“ wäre die Verkündigung Paulus' nicht denkbar.

In analoger und „unendlich niedrigerer Weise“ gilt Vergleichbares für die Schönstatt-Bewegung. Nur wenn es auch in Zukunft gelingt, eine lebendige und tiefgehende Beziehung zum in die Ewigkeit eingegangenen Gründer aufzubauen und

dabei sein Charisma in sich aufzunehmen, wird Schönstatt auch in Zukunft eine kraftvolle geistliche Bewegung bleiben.

## Person und Charisma Josef Kentenichs in ihrer Vielfalt

Um das Charisma einer Person in sich aufzunehmen, ist es notwendig, sie in ihrer ganzen Vielfalt wahrzunehmen. Sie auf einen, wenn auch zentralen Aspekt zu reduzieren, würde bedeuten, ihr nicht gerecht zu werden und ihre Sendung zu verfälschen.

Zunächst einmal nehmen wir Josef Kentenich als eine Gründergestalt wahr. Wir sehen in ihm das entscheidende Werkzeug Gottes und der Gottesmutter für die Gründung Schönstatts. Ohne seine gläubige Bereitschaft, auf den in den Zeichen der Zeit erkannten Ruf Gottes seine Antwort zu geben, wäre es nie zur Gründung der Schönstattfamilie gekommen, und ohne seine Treue, an der erkannten Sendung gegen alle Widerstände festzuhalten, hätte sich die Bewegung nicht zu dem entwickelt, was sie heute ist. Dabei beschränkt sich seine Gründertätigkeit nicht auf die Zeit um 1914, sondern sie zieht sich bis in seine letzten Lebensjahre durch, in denen er im Sinne der Ausgründung in verschiedenen Gemeinschaften noch einmal zentrale Impulse gesetzt hat. Entsprechend gilt es, sowohl an seinen zentralen inhaltlichen Impulse und Prinzipien (zu denken ist z.B. an das Liebesbündnis, den Vorsehungsglauben, die Werktagsheiligkeit, die Kindlichkeit und deren jeweiligen marianischen Charakter) als auch an seinen strukturellen Vorgaben (wie etwa die dezentrale Struktur der Bewegung, die Eigenständigkeit der Gliederungen, die Verantwortung der Laien in der Leitung ihrer Gemeinschaft) festzuhalten und sie in der jeweiligen Zeitsituation immer neu anzuwenden.<sup>2</sup>

Doch Josef Kentenich ging es nicht allein um die Gründung einer kirchlichen oder spirituellen Gemeinschaft. Vielmehr wollte er mit seiner Bewegung nicht nur in die Kirche, sondern auch und vor allem die Gesellschaft hinein wirken. Erstes und zentrales Ziel war für ihn deshalb die Erziehung des neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft. Entsprechend begegnet er uns als Pädagoge, dessen Erziehungsweise sich wesentlich von den Erziehungsmethoden seiner Zeit unterscheidet.<sup>3</sup> Seine zentralen pädagogischen Prinzipien, ob nun in der Bindungs-, der Ideal- oder der Vertrauenspädagogik grundgelegt, haben nichts von ihrer Bedeutung verloren.<sup>4</sup>

---

<sup>2</sup> Zum Charisma eines Gründers im Allgemeinen vgl. Ciardi, Fabio, Menschen des Geistes. Zu einer Theologie des Gründercharismas, Vallendar-Schönstatt, 1987.

<sup>3</sup> Vgl. Schlickmann, Dorothea M., Die Idee von der wahren Freiheit. Eine Studie zur Pädagogik Pater Josef Kentenichs, Vallendar-Schönstatt, 1995; Penners, Lothar, Eine Pädagogik des Katholischen. Studien zur Denkform P. Joseph Kentenichs (Schönstatt-Studien 5), Vallendar-Schönstatt, 1983.

<sup>4</sup> Vgl. z.B. Hoffmann, Stephanie, Werde, was du bist! Grundzüge einer christlichen Persönlichkeitserziehung bei 12-16-jährigen Mädchen, masch.schr., Diplomarbeit, einge-

Nicht die Verwirklichung des zeitlosen Erziehungsideals eines frommen Christenmenschen war das Ziel Josef Kentenichs. Vielmehr war es ihm ein Anliegen, Menschen zu formen, die in der Lage waren, in einer gesunden Weise mit den jeweiligen zeitlichen Entwicklungen umzugehen. So ist daran zu erinnern, dass er schon früh auf die Gefahren des Nationalsozialismus hingewiesen und seine Bewegung darauf vorbereitet hat, als weite Kreise der Kirche noch nach positiven Ansätzen in dieser Menschen verachtenden Ideologie gesucht haben. In prophetischer Weise sah Josef Kentenich Entwicklungen voraus, die erst Jahrzehnte später mit voller Wucht durchgeschlagen haben. Entsprechend scheute er nicht davor zurück, auf Missstände und verkehrte Entwicklungen hinzuweisen. Aus Liebe zur Kirche gab er sich 1949 gerade nicht mit dem Urteil der bischöflichen Visitation, die die theologische Gedankenwelt Schönstatts als orthodox und kirchlich bewertete, im erzieherisch-praktischen Bereich jedoch einige Anfragen hatte, zufrieden, sondern suchte im Wissen um seine prophetische Sendung gerade die Auseinandersetzung über diese pädagogischen Aspekte, da sie ihm besonders von Bedeutung erschienen. Eine prophetische Sendung birgt aber immer auch Sprengkraft in sich und verbindet sich nicht selten mit einem Prophetenschicksal, worauf Kentenich selbst immer wieder hingewiesen hat.<sup>5</sup>

Seine pädagogischen Auffassungen wie auch seine prophetischen Zeitanagen beruhten auf einem festen theologischen Fundament. Josef Kentenich hat kein theologisches Denksystem entworfen. Vielmehr war es ihm wichtig, seine Verkündigung auf letzte Glaubensprinzipien zurückzustrafen und gerade auf diese Weise Theologie und Leben miteinander zu verknüpfen und in Beziehung zu setzen. Entsprechend verstand sich Kentenich als „Verbindungsoffizier“ von Theologie und Leben.

Auch wenn Josef Kentenich als Gründer immer den Blick für das Große und Ganze seiner Bewegung behalten musste, so war ihm der einzelne Mensch doch von enormer Wichtigkeit. Zahlreiche Berichte legen Zeugnis davon ab, wie er sich für den Einzelnen Zeit genommen hat, so dass viele nicht selten das Gefühl hatten, es existierte für ihn in diesem Moment niemand anderes außer sein Gegenüber, wie er Anteil am Leben des Einzelnen genommen hat, wie er sich für die kleinsten Kleinigkeiten interessieren konnte und wie er nach Jahren noch Details im Gedächtnis hatte, von denen man eigentlich annehmen musste, dass er sie längst vergessen hatte. So wurde er vielen Menschen zum Vater, bei dem sie sich geborgen und von dem sie sich verstanden wussten. Diese Erfahrung machten gerade

---

reicht an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt, Fakultät für Religionspädagogik und kirchliche Bildungsarbeit (FH), 2006, ausgezeichnet mit dem JKI-Preis 2007, in vielen Bibliotheken in Schönstatt und an den Schönstattzentren einsehbar.

<sup>5</sup> Zur prophetischen Sendung Kentenichs vgl. Sosa Carbó, Horacio, Ein prophetisches Schönstatt, in: *Regnum* 37 (2003/4), 173-181; Biberger, Bernd, Prophetisches Schönstatt? Anmerkungen eines Exegeten zu einem Propheten und seinen Prophetenschülern, in: *Regnum* 38 (2004/3), 139-143.

auch zahlreiche Menschen in Milwaukee während seiner Exilszeit, von denen die wenigsten wussten, welch große Gründerpersönlichkeit ihnen gegenüber stand.

Nicht zuletzt begegnen wir in Josef Kentenich dem Seelsorger und Priester, dessen Ziel es nicht ist, die Menschen nur an sich selbst zu binden, sondern sie zur Gottesmutter und durch sie zum Dreifaltigen Gott weiterzuleiten. In diesem Sinn ist er für viele wahrhaft zum Priester im eigentlichen Sinn des Wortes geworden: zum Mittler zwischen Gott und den Menschen.

Erst alle diese Facetten im Zusammenspiel lassen uns die Person Josef Kentenichs in ihrer ganzen Vielfalt verstehen. Und nur wenn diese Vielfalt in ihrer Gesamtheit in der Schönstatt-Bewegung lebendig bleibt, wird sie auch in Zukunft in der Lage sein, die Sendung ihres Gründers weiter zu tragen und Antworten auf die Fragen der Zeit aus seinem Charisma zu geben. Natürlich bedeutet dies nicht, dass immer alle Aspekte in gleicher Weise lebendig sein werden. In organisch-einseitiger Weise wird bei den Einzelnen mal der eine, mal der andere Aspekt lebendig sein. Doch dürfen diese Aspekte nicht in mechanistischer Weise gegeneinander ausgespielt werden.

### Gleich- und Einschaltung in das Charisma Josef Kentenichs

Den Weg, sich sein Charisma in seiner ganzen Vielfalt zu Eigen zu machen, hat Josef Kentenich selbst gewiesen, als er im Umfeld seiner Verhaftung durch die Gestapo seine Gefolgschaft dazu anhielt, nicht nur seine Ideen und Anliegen nachzuvollziehen (Gleichschaltung), sondern sich auch um eine tiefe innere, personale Beziehung zu ihm zu bemühen (Einschaltung), wie dies für eine Familie typisch ist. Deshalb bedarf es eines ausgewogenen Zueinanders sowohl einer persönlichen Bindung an ihn als auch des Bemühens um eine reflexive Klarheit seiner Prinzipien, seines Zeitverständnisses und seiner Denkweise. Man kann von Josef Kentenich begeistert sein, ohne ihn wirklich verstanden zu haben, wie man auch von seinen Ideen angetan sein kann, ohne wirklich eine innere Beziehung zu ihm aufzubauen. In beiden Fällen bleibt man auf dem halben Weg stehen. Nur wo beides zusammenkommt, reflexive Klarheit seiner Prinzipien und personale Bindung an ihn, wird das Charisma Kentenichs in seiner ganzen Fülle lebendig.

Dazu bedarf es eines intensiven Studiums seiner Schriften und seiner Vorträge anhand einer reflektierten Hermeneutik, wie sie z.B. Herbert King erarbeitet hat.<sup>6</sup> Dieses Studium dient sowohl einer vertieften Kenntnis seiner Anliegen und Prinzipien wie auch einer Vergewisserung der Fülle seiner Sendung. Jede Generation entwickelt wegen der ihr eigenen Perspektive einen neuen Zugang zu ihm, jede neue Zeitepoche mit den ihr je eigenen Fragen lässt Neues in seinem Denken entdecken. Die Korrespondenz der jeweiligen aktuellen Zeitansagen und der grundle-

---

<sup>6</sup> Vgl. King, Herbert, Pater Kentenich und Schönstatt studieren, in: Regnum 41 (2007/1), 6-18.

genden Prinzipien Kentenichs gehen immer wieder eine neue Symbiose ein, die es fruchtbar zu machen gilt.

Dabei deckt das immer neue Studium seiner Aussagen die ganze Fülle seiner Sendung auf, denn der Wurf, den Josef Kentenich in der Schönstatt-Bewegung angelegt hat, ist weit größer als das, was bis zu seinem Tod entstanden ist. Deutlich wird dies, wenn man sich die drei „Zielgestalten“ vor Augen führt, die Kentenich seiner Bewegung mitgegeben hat.<sup>7</sup> Während die erste Zielgestalt, die Erziehung des neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft, in vielfältiger Weise ausgestaltet ist, harren die anderen beiden Zielgestalten nach wie vor ihrer Umsetzung. Wie wichtig die Rettung der heilsgeschichtlichen Sendung des Abendlandes nach wie vor ist, hat die Regensburger Vorlesung von Papst Benedikt XVI. im September 2006 aufgezeigt, und die von Vinzenz Pallotti übernommene Aufgabe der Bildung eines Weltapostolatsverbandes<sup>8</sup> kam erst in den vergangenen Jahren durch das neue Miteinander der neuen geistlichen Bewegungen wieder in den Blick. Nach dem Tod eines Gründers ist eine Gemeinschaft verständlicherweise zunächst einmal bestrebt, das Erreichte zu sichern. Doch gleichzeitig besteht die Gefahr, beim status quo stehen zu bleiben und die noch nicht verwirklichten Anliegen des Gründers aus den Augen zu verlieren. Dem kann ein immer wieder erneutes und vertieftes Studium der Prinzipien und der Vision Kentenichs entgegenwirken.

Mit dem Studium seiner Gedanken sollte aber das Wachsen einer personalen Bindung einhergehen. Hilfreich dafür sind die Zeugnisse derer, die ihn erlebt haben. Diejenigen jedoch, die ein solches Zeugnis geben können, werden weniger. Anders als zu Zeiten der Urkirche gibt es heute jedoch zahlreiche technische Möglichkeiten, solche Berichte festzuhalten und späteren Generationen zugänglich zu machen.

Daneben spielen Orte, an denen man Josef Kentenich begegnen kann, eine nicht unwesentliche Rolle. Das sind zunächst einmal Orte, an denen er gelebt und gewirkt hat, allen voran Schönstatt, Dachau, Milwaukee sowie seine Stationen in Südafrika und Südamerika. Zahlreiche „Vaterzimmer“ in unseren Häusern und Zentren, in denen Kentenich zeitweise gewohnt und gearbeitet hat, bieten Gelegenheit, ihm nahe zu sein und mit ihm in ein inneres Gespräch zu kommen. Eine besondere Möglichkeit der Begegnung bietet vor allem sein Sarkophag in der Anbetungskirche in Schönstatt. In Fortführung dazu braucht es Räume und andere Orte, die zwar mit dem historischen Leben Kentenichs wenig zu tun haben, die aber

---

<sup>7</sup> Vgl. Schmiedl, Joachim, Art. Zielgestalt, in: Schönstatt-Lexikon (vgl. Anm.1), 443.

<sup>8</sup> Vgl. Maas, Bernhard, „Die ganze Welt ist unser Feld . . .“ Der Weltapostolatsverband. Vision Vinzenz Pallottis und Joseph Kentenichs, masch.schr. Diplomarbeit, eingereicht an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau, Theologische Fakultät, Institut für Praktische Theologie, Arbeitsbereich Pastoraltheologie, 2004, ausgezeichnet mit dem JKI-Preis 2005, in vielen Bibliotheken in Schönstatt und an den Schönstattzentren einsehbar.

durch ihre besondere Gestaltung Begegnung mit ihm ermöglichen. Dies gilt vor allem für Gegenden, in denen Schönstatt erst nach dem Tod des Gründers Fuß gefasst hat, wie etwa Indien oder Burundi.

„Wenn Sie mich suchen, finden Sie mich im Heiligtum.“ Immer wieder hat Josef Kentenich seiner Schönstattfamilie diesen Hinweis mit auf den Weg gegeben. Das Kapellchen in Schönstatt, die eigentliche Keimzelle der Bewegung und deshalb Urheiligtum genannt, wie auch die zahlreichen Filialheiligtümer als „Ableger“ dieses Ortes, sind für Kentenich Heimat geworden, wo er im Zwiegespräch mit Gott und der Gottesmutter seiner Sendung nachspürte und von wo aus er seine Botschaft verkündete. Auch nach seinem Tod sind dies Orte, wo sein Geist lebendig ist.

Darüber hinaus war Josef Kentenich davon überzeugt, dass er in Personen, die aus seinem Geist heraus und in seinem Sinn danach streben, väterliche Menschen zu sein, lebendig bleibt. Dabei kommt seiner Ansicht nach den Oberen der Gemeinschaften sowie den Priestern als geistlichen Vätern eine besondere Bedeutung zu.

Schließlich lebt Josef Kentenich in seinen Gemeinschaften fort. Bewusst hat der Gründer Schönstatts darauf verzichtet, die Aufgabe eines Nachfolgers einzurichten. Stattdessen stellen die verschiedenen Gemeinschaften in ihrer Vielfalt, in ihrem Miteinander und in ihrer gegenseitigen Ergänzung als Ganzes den Gründer dar. Jeder Gemeinschaft hat er ihren eigenen Platz und ihre besondere Sendung zuge-dacht. In Anlehnung an die Bitte des Propheten Elischa an seinen Lehrer Elija vor dessen Himmelfahrt („Möchten mir doch zwei Anteile deines Geistes zufallen“, 2 Kön 2,9) dürfen wir davon ausgehen, dass Josef Kentenich jeder Gemeinschaft einen Anteil seines Geistes eingepflanzt hat und so im Zusammenspiel aller Gemeinschaften sein ganzes Charisma lebendig bleibt.

### Bleibende Aufgabe mit neuer Ausrichtung

Vierzig Jahre nach dem Tod ihres Gründers Josef Kentenich geht die Schönstatt-Bewegung auf einen neuen Abschnitt zu: dem Beginn der »nachapostolischen« Zeit. Blieb der Gründer bisher nicht zuletzt auch durch das Zeugnis vieler, die ihn erlebt und von ihm geprägt worden sind, in seiner Gründung lebendig, so steht dieser nun die Aufgabe bevor, ihre Beziehung zu ihm noch mehr als bisher auf anderen, durchaus schon erprobten Wegen zu sichern. Nur eine Schönstatt-Bewegung, in der der Geist Josef Kentenichs lebendig ist, geht auf eine fruchtbare Zukunft zu.

MICHAEL J. MARMANN

## ZUM HEIMGANG EINER GROSSEN CHARISMATISCHEN GESTALT IN DER GESCHICHTE DES VOLKES GOTTES

In den letzten Monaten, ja Jahren ist es etwas stiller geworden um Chiara Lubich: Krankheit und die Beschwerden des hohen Alters besicherten ihr und auch uns einen Weg des Abschiednehmens, der auch in den Liebesplan Gottes mit dieser Frau gehört, der es fremd zu sein schien, sich zurückzuziehen. Es sei denn sie vernehme den unmissverständlichen Ruf Gottes, der - wie einst Mose - in die alles beanspruchende Nähe des Herrn führt.... Für mich jedenfalls war es wie ein Siegel auf viele, auch herausfordernde Begegnungen mit Chiara, als ich im vergangenen August sie noch einmal in der Schweiz, in dem geschätzten Mollens, besuchen konnte; dabei hat sie nicht viel gesprochen, umso eindringlicher ihr Verweis auf den „Heiligen Geist“ für die kommende Entwicklung des Miteinanders der Bewegungen, dessen „Partitur im Himmel geschrieben“ wird.

Für mich ist es nicht nur die Gunst des Schicksals und persönliche dankbare Freude, mit Chiara zusammengetroffen zu sein, sondern eine besondere Gnade. Denn sie ist mir zur Ikone der Gegenwart des in unserer Geschichte handelnden Gottes geworden: eine geisterfüllte, prophetische Frau, die aus ihrer Grund-Gottese Erfahrung ein vielverzweigtes Werk hat entstehen lassen, voller spiritueller Schätze, apostolischer Kräfte und verheißungsvoller Impulse. In diesen Tagen der Besinnung und Betrachtung des gemeinsamen Weges der letzten 10 Jahre beeindruckt und bewegt mich erneut ihre schier unerschöpfliche Energie und Dynamik, die wahrhaftig nicht allein auf eine starke führende menschliche Persönlichkeit zurückzuführen ist. Wie diese, wenn ich so sagen darf, zierliche Person ebenso rastlos und zielstrebig wie aufmerksam und umsichtig auf die Zeichen der Zeit als Stimme und Wünsche Gottes antwortete! Wie sie gleichzeitig die weltweite Fokolar-Bewegung mit allen Verantwortlichen, die sie persönlich kannte, berief und benannte (!), mit allen originellen Projekten, die aus dem Ur-Anliegen des Einsseins in der Liebe gespeist wurden, und die vielfältigen Wachstumsprozesse begleitete und inspirierte! Und schließlich in ihr und durch sie die innere Gestalt unserer „zweiten Berufung“ des Miteinanders der Bewegungen zu erleben! Chiara Lubich ist für mich in ihrer Gestalt und Gestaltungskraft eine mütterliche Führerin, die gangbare Wege eröffnet und gebahnt hat für eine gute Zukunft des pilgernden Gottes-Volkes.

Sie starb am nächtlichen Beginn des Freitags in der Passionszeit, dem traditionellen Gedenken der schmerzreichen Gottesmutter unter dem Kreuz, - eine Woche vor dem Karfreitag, da wir wieder den Schrei Jesu hören „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ So ist der Heimgang Chiaras sicher eine be-

sondere, letzte Bestätigung ihres Charismas. – Auch darin zeigt sich eine gewisse Nähe zur Schönstattbewegung und ihrem Gründer, der am 15. September 1968, dem Gedächtnis der Schmerzen Mariens gestorben ist. Golgotha ist für P. Kentenich der heilsgeschichtliche Ort, die Quelle des „Liebesbündnisses“ durch die testamentarischen Worte Jesu vom Kreuz herab: „Siehe dein Sohn“ „Siehe deine Mutter“. Darin hat der Herr gestiftet und proklamiert einen Bund zwischen Maria und seinen Jüngern: einen „Pakt der gegenseitigen Liebe“, der sich öffnet zum dreifaltigen Gott und zueinander.

Der Höhepunkt des Besuches von Chiara Lubich und Andrea Riccardi in Schönstatt, Juni 1999, war wohl, als wir uns beim Sarkophag P. Kentenichs am Ort seines Todes sammelten. Chiara hat in einem bewegenden Gebet der Mutter des Herrn unser Bündnis dargeboten. – Auf das Marienbild, das ihr damals geschenkt wurde, schrieb sie: „Maria, unsere wunderschöne Mutter..! Wir vertrauen uns dir an, auf dass Du uns führst durch die Erfüllung des Willens Gottes zur vollen Einheit der Bewegungen, die wir repräsentieren, als erster Schritt in der Verwirklichung des ut omnes unum sint.“

## HERIBERT NIEDERSCHLAG SAC

### LEIDENSCHAFT FÜR GOTT UND DIE MENSCHEN LEBEN UND WIRKEN DER MARGARETHA ROSA FLESCHE

Die Gründerin der Waldbreitbacher Franziskanerinnen, Margaretha Flesch, einer größeren Öffentlichkeit unter ihrem Ordensnamen „Mutter Rosa“ bekannt, ist in Schönstatt – unweit der Philosophisch-Theologischen Hochschule – in einer Mühle zur Welt gekommen. Diese Mühle wurde ca. 75 Jahre später Eigentum der Pallottiner. In den siebziger Jahren wurde sie abgerissen, als ein größerer Parkplatz in der Nähe der Wallfahrtskapelle von Schönstatt angelegt wurde. Die Waldbreitbacher Franziskanerinnen sind in jüngster Zeit in der Nähe des Geburtshauses ihrer Gründerin aktiv geworden. Seit dem 12. Oktober 2005 sind sie zusammen mit den Pallottinern die Gesellschafter der PTHV gGmbH und sorgen damit für ein solides finanzielles Fundament der Hochschule. Die herausragende Lebensleistung, ihre „Option für die Armen“ und besonders die ungewöhnliche spirituelle Kraft, die sie die lange Leidensphase hat durchstehen lassen, sind es wert, Rosa Flesch in Erinnerung zu halten.<sup>1</sup>

Die Quellenlage ist mehr als spärlich, denn was Mutter Rosa selbst geschrieben und was sie Mitschwestern diktiert hat, wurde vernichtet. Um dennoch ein lebendiges und authentisches Zeitbild von Rosa Flesch zeichnen zu können, hat Hans-Joachim Kracht in seiner umfangreichen Biografie Hunderte von Menschen aufgespürt, die in irgendeiner Weise den Weg von Mutter Rosa gekreuzt haben, allen voran die Waldbreitbacher Schwestern. Begegnungen ersetzen zwar nicht die autobiografischen Schriften, aber es ist Hans-Joachim Kracht gelungen, die charakte-

---

<sup>1</sup> Biographien und Dokumente: *Maura Böckeler*, Die Macht der Ohnmacht. Mutter Maria Rosa Flesch. Stifterin der Franziskanerinnen BMVA von Waldbreitbach. Grünwald-Verlag Mainz 1. Aufl. 1962, 8. Aufl. 2003; *Hans-Joachim Kracht*, Leidenschaft für die Menschen. Margaretha Rosa Flesch – Leben und Wirken. Band 1. Paulinus-Verlag Trier 2005; *Hans-Joachim Kracht*, Rosa Flesch. Leidenschaft für die Menschen. Band 2. Dokumente. Schwester M. Marzella Schumann, Lebensbeschreibung der ehrwürdigen Stifterin der Genossenschaft der Franziskanerinnen von Waldbreitbach Mutter Rosa Flesch. Geschichte der Genossenschaft, Manuskript Nr. 7. Paulinus-Verlag Trier 2006; *Friedrich Albert Groeteken*, Im Schatten des Kreuzes. Mutter Maria Rosa Flesch 1826-1906. Ihr Leben und ihre Stiftung. Als Manuskript gedruckt, beendet 1940; *Rektor J. A. Backes*, Wenn das Weizenkorn nicht stirbt. Lebensbild der Dienerin Gottes Mutter Maria Rosa Flesch. Dietrich-Coelde-Verlag, Werl 1999; *Rektor J. A. Backes*, Mutter Maria Rosa Flesch. Das Testament einer Stifterin. Dietrich-Coelde-Verlag, Werl 1999; *Rektor J. A. Backes*, Oktavie de Lasalle von Louisenenthal und Mutter Maria Rosa Flesch, Dietrich-Coelde-Verlag, Werl 1986.

ristischen Züge von Mutter Rosa so herauszuarbeiten, dass ihr Lebens- und Glaubensstil auch heute noch beeindruckt.<sup>2</sup>

## Das zeitliche Umfeld

Das 19. Jahrhundert ist eine von vielen verschiedenen, z.T. gegenläufigen Zeitströmungen und revolutionären Stürmen geschüttelte Zeit. Am Ende des 18. Jahrhunderts hatte die Katholische Kirche im Gefolge der Aufklärung und der Französischen Revolution an Ausstrahlungskraft eingebüßt. Doch „wo Gefahr ist, wächst das Rettende auch“ (Hölderlin)! Die Kirche erwachte mit der Wahl Pius VII zu neuem Leben. Soweit es Deutschland betrifft, machen Kenner der Kirchengeschichte zwei Phänomene für diesen Wiederaufstieg verantwortlich: die *Caritas* und das *öffentliche Glaubensbekenntnis*. Die Kirche war nach dem Reichsdeputationshauptschluss vom 26. Februar 1803 all ihrer Güter und vor allem ihrer Stiftungen beraubt und völlig verarmt und daher nicht mehr in der Lage, aufkommende Not wirksam zu lindern. Zusätzlich spürten die Katholiken in Deutschland den zunehmenden politischen Druck der protestantischen Preußen. Da schlug die Stunde der Laien. Besonders von Koblenz und von Trier gingen mächtige Impulse zur Wiederbelebung des katholischen Selbstbewusstseins aus.

1817 entstand anlässlich einer Hungersnot der *Koblenzer Caritas-Kreis*, dem so bedeutende katholische Persönlichkeiten wie *Joseph Görres*, *Hermann Joseph Dietz*, *Luise Hensel* und *Clemens von Brentano* angehörten<sup>3</sup>. In der Folge bildeten sich vor allem zahlreiche Gruppen von jungen Frauen und jungen Männern, die aus ihrem christlichen Glauben heraus Menschen in Krankheit, Armut und Not entschlossen und uneigennützig halfen. Es entstanden neue Gemeinschaften, unter ihnen allein 23 Frauenkongregationen im damaligen preußischen Gebiet, Gemeinschaften, die Regeln annahmen, die ihrer Aufgabe gemäß waren. Mutter Rosa entschied sich für die Franziskusregel. Sieben Ordensgemeinschaften mit sozialen Aufgaben entstanden im Umfeld von Koblenz.<sup>4</sup>

---

<sup>2</sup> Albert Groeteken, Maura Böckeler und Rektor J. A. Backes haben sich vorwiegend auf die vorliegenden schriftlichen und mündlichen Zeugnisse der Schwestern gestützt.

<sup>3</sup> Vgl. hierzu: Erwin Gatz, *Kirche und Krankenpflege im 19. Jahrhundert. Katholische Bewegung und karitativer Aufbruch in den preußischen Provinzen Rheinland und Westfalen*. Verlag Ferdinand Schöningh: München-Paderborn-Wien 1971, 354-359.

<sup>4</sup> Die sieben Gemeinschaften im Umfeld von Koblenz, die sich caritativen Aufgaben widmeten: Die Barmherzigen Brüder von Maria Hilf (Trier), 1850 in Weitersburg bei Vallendar gegründet; die Schwestern vom Heiligen Geist, 1857 in Koblenz gegründet; die Kongregation der Arenberger Dominikanerinnen, 1868 in Arenberg gegründet; die Kongregation der Barmherzigen Brüder von Montabaur, 1856 gegründet; die Armen Dienstmägde Jesu Christi, 1850 in Dernbach gegründet; die Franziskanerbrüder vom Heiligen Kreuz, 1862 in Hausen gegründet; und die Waldbreitbacher Franziskanerinnen, 1863 in Waldbreitbach gegründet.

Die effektive caritative Hilfe ging einher mit der Wiederbelebung eines zweiten Wesenszugs der Kirche, des kirchlichen Bekenntnisses (martyria). Gerade die Bedrängnis und zeitweilige Verfolgung der katholischen Kirche ließen ihr Männer und Frauen zuwachsen, die ungerechte Angriffe tapfer abwiesen und sich nachdrücklich und öffentlich zur Kirche bekannten. Es gab eine starke Konversionsbewegung zur katholischen Kirche. Vor allem ist hier Joseph Görres zu nennen, der nicht nur tapfer, sondern auch gekonnt die katholische Sache in der Öffentlichkeit vertrat. Seine Publikationen gaben den Katholiken wieder ein Selbstbewusstsein, das zum Wiedererwachen beitrug.

Eine geradezu unglaubliche Demonstration des neuen Rückhalts der katholischen Kirche wurde die Wallfahrt zum Heiligen Rock nach Trier im Jahre 1844, an der auch die 18-jährige Margaretha Flesch teilnahm. Mehr als eine Million Katholiken fanden sich ein – bei viel geringerer Bevölkerungszahl als heute und noch ohne Verkehrsmittel, wie sie uns heute zur Verfügung stehen.

Die Wiederbelebung der kirchlichen Caritas und des öffentlichen kirchlichen Bekenntnisses hatte zur Überwindung der dramatischen Krise der Kirche in Deutschland geführt.

In diesem kirchlichen und kulturellen Umfeld lebte Rosa Flesch, die Gründerin der Waldbreitbacher Franziskanerinnen. Schon als Kind fällt sie auf, weil es sie immer wieder in die Kirche drängt. Sie nimmt gern an der Hl. Messe teil. Mit acht Jahren erfährt sie ihre Berufung, „schlicht und einfach unter den Menschen zu leben“. Sie ist bereits 37 Jahre alt, als sie im Jahre 1863 zusammen mit zwei jungen Frauen die Gelübde ablegt und das Ordenskleid empfängt. Schon viel früher hat sie sich der Ärmsten der Armen im Wiedtal angenommen. Die Gemeinschaft wächst, und die Rufe um Hilfe verstummen nicht. Was Mutter Rosa als Wille Gottes erkennt, löst sie ein. Sie wird als standfest und flexibel zugleich erlebt, als feinfühlig, beharrlich und zielstrebig. Gebet und Arbeit durchwirken sich wechselseitig. Am tiefsten jedoch beeindruckt ihre Haltung nach ihrer Abwahl 1878. Auch in dieser bis zu ihrem Tod 28 Jahre währenden Ausgrenzung, Demütigung und bewussten Tilgung aus dem Gedächtnis der Gemeinschaft bleibt sie der Gemeinschaft treu. Sie ist eine große Beterin und eine begabte Unternehmerin, vor allem aber eine liebende und demütige Frau, die nicht zuletzt im Leiden gereift ist. Was sie zuallererst auszeichnet, ist ihre tiefe Gebetsverbundenheit mit Gott, die sie befähigt, ihr an Arbeit wie an Leiden reiches Leben in einer Weise zu gestalten, dass sie bis zuletzt trotz aller Mobbingversuche und trotz ständiger Zurücksetzung und Erniedrigung eine demütig Liebende bleibt.

## Die spirituellen Quellen

Karl Rahner hat Ende der 1960er Jahre ein Wort geprägt, das auch auf Mutter Rosa Glaubensleben zutrifft: „Der Christ der Zukunft wird ein Mystiker sein oder er wird nicht mehr sein.“ Ich bin mir nicht sicher, ob Mutter Rosa ohne ihre tiefen Gebetserfahrungen ihren Weg so konsequent hätte gehen können. An den Scheide-

wegen ihres Lebens wird sie von der himmlischen Welt berührt. Das Verweilen in Seiner Nähe hindert sie nicht, beherzt anzupacken und zu tun, was der Alltag erfordert. Sie trennt die Arbeit nicht vom Gebet und das Gebet nicht von der Arbeit. Wenn sie sich irgendeinem Hilfesuchenden zuwendet, weiß sie sich auf dem Weg zum Herrn. Für sie ist Nächstenliebe, die im Nächsten Gottes Ebenbild sieht und in ihm bzw. in ihr Gott selbst sucht, ein echtes Gottbegegnen. Inmitten eines anstrengenden und die körperlichen wie seelischen Kräfte einfordernden Engagements bleibt sie Gott verbunden.

Sie ist keine Freundin vieler Worte, auch nicht in den Gebetszeiten. Im Verständnis und Stil des Gebetes ist Mutter Rosa der spanischen Ordensreformatrin Teresa von Avila ähnlich. Beide verstehen das Gebet als eine freundschaftliche Begegnung mit dem göttlichen Heiland. In dieser vertrauensvollen Atmosphäre öffnet sie sich zu allererst dem Wort und Willen Gottes: „Herr, was ist es, was Du mir sagen willst, das ich tun soll?“ Letztlich geht es Mutter Rosa um das Erkennen und Einlösen dessen, was sie als Gottes Willen glauben kann. Das heilende Wort und der liebende Wille Gottes sind für sie die spirituellen Quellen, aus denen sie schöpft und Kraft gewinnt für ihren Alltag, der nur zu oft das Äußerste von ihr abverlangt. Das unfassbare Wunder, von Gott geliebt zu sein, wirkt sich in einem wechselseitig sich durchwirkenden effektiven Doppelleben aus: dem Herrn anhängen und den Mitmenschen dienen und sie für Gott gewinnen. Gott selbst wirkt das Wunder der Liebe. Was uns innerlich befreit und aufatmen lässt, ist *nicht unsere Liebe zu Gott*, sondern vielmehr *die Liebe Gottes zu uns*, das Geliebtwerden von dem uns unendlich liebenden Gott.

## Den Armen zu Diensten

Wer in den liebenden und sich unendlich erbarmenden Gott eintaucht, taucht neben den Armen wieder auf. Schon in frühen Jahren lässt sich Margaretha von der Not ihrer Familie bewegen, tatkräftig mitzuhelfen. Sie ist 25 Jahre alt, als sie Ende Okt./Anfang Nov. 1851 eine der beiden Klausen der Kreuzkapelle bezieht. Von hier aus ist sie ständig im Wiedtal unterwegs und gewinnt allmählich das Vertrauen vor allem derer, die besonders arm dran sind. Sie nimmt arme Kinder und Jugendliche zeitweise auf in ihre Klausen. Um den Unterhalt zu sichern, beginnt sie das Sticken und andere Handarbeiten und bringt es darin zu beachtlicher Meisterschaft. Ihre an Epilepsie erkrankte Schwester braucht ihre ständige Hilfe. Als sich Margaretha zwei junge Frauen aus Dernau anschließen, verstärkt sich ihr Wunsch, zusammen mit anderen für alle da zu sein, die sich allein nicht helfen können. Angesichts der großen Not im Wiedbachtal ist effektive Hilfe nur im Miteinander möglich. Margaretha wird auf eine harte Geduldsprobe gestellt. Sie, die sich schon in all den Jahren auf das Verdienen und Organisieren von Lebensunterhalt eingeübt hat, erhält die Chance ihres Lebens erst, als ihr ermöglicht wird, auf dem von vielen Dornensträuchern übersäten und von dichtem Gestrüpp überwachsenen Felsengelände oberhalb der Kreuzkapelle von Waldbreitbach ihr Klösterchen zu bauen. Zum

Erstaunen aller erweist sie sich als kluge, geschickte und erfolgreiche Unternehmerin. Mit dem Kloster wird eine Kirche gebaut. Das Dornengelände wird allmählich zu einer Kulturlandschaft. Die Gemeinschaft breitet sich aus, immer mehr Filialen entstehen, in den ersten 12 Jahren sind es 21. Überall ist sie tätig, legt selbst Hand an, plant und organisiert. Es scheint, als ob sie mit den Herausforderungen gewachsen ist. Ohne eine besondere Schulbildung und ohne regelmäßiges Einkommen gelingt ihr der Aufbau eines stattlichen Unternehmens mit Zweigstellen, die über das heutige Rheinland-Pfalz bis ins Saarland reichen.

Als der deutsch-französische Krieg 1870 ausbricht, ist es für sie selbstverständlich, den Kranken- und Pflegedienst in den Lazaretten zu übernehmen. Dabei gibt sie sich nicht als Generaloberin zu erkennen, sondern unterwirft sich den Anweisungen ihrer Mitschwester, die jeweils als Oberinnen eingesetzt sind. Sie versteht es, äußerst geschickt mit den Wunden umzugehen. Der Dienst an den Verwundeten war für sie Gebet. In ihnen betrachtet sie Jesus. Selbst verwundet, aber stets bereit, wieder zu helfen, gewinnt sie das Vertrauen der Kranken wie der Pflegenden und der Ärzte. Dafür sorgen ihre fachliche Kompetenz, ihre aufopfernde Hilfsbereitschaft und menschliche Wärme bei der Pflege. Ihr wird sogar als besondere Auszeichnung ihrer unerschrockenen Tapferkeit ein hoher Verdienstorden überreicht.

Ihr heimlicher Wunsch ist es, schlicht und einfach unter den Menschen zu sein. Alles sollte bescheiden und übersichtlich bleiben. Als der Kulturkampf hereinbricht und das noch zarte Pflänzchen der Gemeinschaft bedroht, erweist sich Mutter Rosa auch auf dem geistigen Feld als tüchtige und tapfere Kämpferin. Klug und raffiniert schützt sie Priester, denen im Kulturkampf die Verhaftung droht. Mutter Rosa lässt die Priester nachts die Hl. Messe feiern, nimmt selbst aber in der Kirche so Platz, dass sie ihn sehen kann. Wenn dann der Polizist von Waldbreitbach im Marienhaus erscheint, um sich nach dem Flüchtling zu erkundigen, sagt Mutter Rosa fest und bestimmt ‚Ich habe keinen hier gesehen‘. Wenn der Polizist insistiert, erwidert sie: ‚Wenn er hier wäre, dann hätte ich ihn doch sehen müssen‘. So bleibt dem Gesetzeshüter nichts anderes übrig, als sich erfolglos zu entfernen. Auf diese Weise wird von allen Priestern auf der Flucht auch nicht ein einziger entdeckt. Später wird Landrat Runkel von Neuwied in Erinnerung an ein langes Gespräch, das eher ein Verhör gewesen ist, gestehen, sie habe so klug geantwortet, als wenn sie studiert hätte.

Mutter Rosa muss auch durch ihre äußere Erscheinung beeindruckt haben. Paul Flesch, Pfarrer von Wadern, sagt von ihr – das war 1866, als Octavie de La-salle die damals 40jährige Mutter Rosa porträtiert – sie sei eine „schöne Rose“, und Sr. Amalie bewundert ihre Augen, sie seien „schön, hellsehend“.

Das Leben und Wirken von Mutter Rosa ändert sich jäh, als sie 1878, wie es die von ihr selbst mitverfasste Regel vorschreibt, nicht mehr zur Generaloberin gewählt werden kann.

## Der lange Leidensweg

Die Statuten verlangen nach der dreimaligen Wiederwahl zur Generaloberin eine Pause. Es ist rechtens, dass eine andere Schwester das Amt übernimmt. Nicht rechtens sind die Umstände, die dazu führen, dass Mutter Rosa auf dem darauffolgenden Generalkapitel im Jahr 1881 nicht wieder gewählt wird. Die Manipulation und raffinierte Wahlfälschung seitens des damaligen Rektors hat einen solchen Sturm der Entrüstung bei einigen Schwestern ausgelöst, dass die Mitgründerin, Sr. Theresia Beissel, die Gemeinschaft verlässt, und Sr. Engratia sich sogar zu Fuß und ohne Empfehlungsschreiben nach Rom aufmacht, um beim Papst vorzusprechen und Protest einzulegen.

Was sich Rektor Konrad Probst und die Nachfolgerin von Mutter Rosa, Sr. Agatha Simons, alles geleistet haben, haben die Biografen vornehm, aber doch deutlich genug zum Ausdruck gebracht. Maura Böckeler wagt nicht einmal, den Rektor mit Namen zu nennen. Mutter Rosa selbst hat darum gebeten, um ihn nicht vor dem Forum der Geschichte zu demütigen. Hans-Joachim Kracht bringt die dunklen Züge ans Licht. Im Blick auf den Rektor formuliert er kurz und bündig: „Seine Einbildung übertraf seine Bildung bei weitem.“ Weder theologisch qualifiziert noch spirituell kompetent habe der Rektor zu kompensieren versucht, - auf Kosten der Schwestern. Seine einseitige theologische Bildung und sein machthungriger und herrschsüchtiger Charakter hätten ihn zum Missbrauch seiner priesterlichen Autorität verführt. Selbst Beichte und Kommunionempfang seien ihm nicht heilig genug gewesen, um Macht über die Schwestern auszuüben. Wie gefühllos und verletzend sich Rektor Probst Mutter Rosa gegenüber verhält, wird bis ins Sterben hinein spürbar. Als er um die Wegzehrung für die Sterbende gebeten wird, wehrt er ab: „Morgen früh, wenn sie noch lebt.“

Die Zeit der inneren Einsamkeit und der äußeren Isolation führen Mutter Rosa in eine schwere Versuchung. Der Franziskaner P. Thomas vom Apollinarisberg bei Remagen rät ihr zu einer Neugründung. „Was sie leide, sei einfach zu viel für ein Menschenherz.“ Die meisten Schwestern stünden auf ihrer Seite und würden ihr folgen. Den Gedanken einer Neugründung hat Mutter Rosa ebenso abgewehrt wie die Versuchung auszutreten. Leicht hätte sie ihre Macht ausspielen können, da alle Immobilien auf ihren Namen geschrieben waren. Mutter Rosa wehrt ab: „Ich überlegte und dachte: Du hast diese Gründung unternommen – halte aus!“ Weder in einer Neugründung noch im Austritt aus dem von ihr gegründeten Orden erkennt sie den Willen Gottes, - und das ist für sie das Entscheidende.

Auf die gegen sie gerichtete Dauerkampagne reagiert sie mit Geduld und Schweigen. Die Leiden sind für sie die „Pflastersteine auf dem Weg zum Himmel.“ Das Leiden verbindet sie mit dem leidenden und sterbenden Jesus. Das ist auch das Thema einer Reihe von ihren kunstvollen Stickereien. In das Bild „Heiligstes Herz Jesu“ stickt sie ein: „Kreuz und Leiden erwirbt uns die himmlische Krone“.

Ihr Leiden deutet Mutter Rosa einmal als Weg, von ihren Egoismen und den Auswirkungen des Stolzes loszukommen, dessen Giftwurzeln sich auch in Empfind-

lichkeit, Selbstmitleid und in Dauerprotest und aggressiver Opposition zeigen kann. Sie setzt das Leiden aber auch ein für Papst Pius IX und versucht, ihm durch ihr Gebet und Leiden beizustehen. Als Leo XIII gewählt wird, bittet sie um Verständnis, wenn sie bei ihrer körperlichen Gebrechlichkeit nicht mehr so viel übernehmen könne wie früher.

Insbesondere aber gibt sie ihr Leiden hin für das segensreiche Gedeihen ihrer Gemeinschaft. Was ihr widerfährt, können wir in seiner Wucht und Schwere nicht einmal erahnen. Aber sie weiß, dass sie im Leiden dem Gekreuzigten eng verbunden ist, der die Welt nicht durch die Wunder, sondern durch die Wunden geheilt und erlöst hat. Das Vertrauen und der Glaube, dass sich das Leiden in Segen verwandeln könne, hat sie auf eine gute Zukunft für ihre Gemeinschaft hoffen lassen. Dabei bleibt ihr bewusst, dass aus Leid nur Segen erwächst, wenn es mit lauterem Herzen getragen wird, wenn es „in Liebe“ durchgetragen wird und weder durch Rachegefühle, heimliche Verurteilung und resignative Verzweiflung überschattet ist. Still und ergeben geht Mutter Rosa ihren Leidensweg, nachdem sie durch die unlauteren Machenschaften des damaligen Rektors nicht mehr in ihrem Amt bestätigt wird und die Erinnerung an sie aus der Geschichte der Ordensgründung getilgt werden soll. Mutter Rosa hat auch dieser dunklen Phase ihres Lebens im Blick auf den Gekreuzigten einen Sinn abgewonnen und mit ihrem Leiden die spirituellen Fundamente für ihre Gemeinschaft gelegt. Das geduldige und demütige Gehen mit Jesus hat sie nicht geschwächt, sondern gestärkt. Am Ende ihres Lebens, unmittelbar vor ihrem Tode, konnte sie dem Rektor ein ehrlich gemeintes „Danke“ sagen für alles, was er durch sein Verhalten in ihr an Gutem und Großem bewirkt hat. Ohne die harte Konfrontation mit den dunklen Kräften, die durch den Rektor in ihr geweckt wurden, wäre sie wohl nicht zu jener Souveränität herangereift, die sie noch im Sterben ausgestrahlt hat.

Ich fasse zusammen, nicht ohne einen Blick in die Zukunft zu richten:

Mutter Rosa liebte die Armut. In ihrer Lebenszeit konzentrierte sich die Not auf die materielle Armut, auf die religiöse Unwissenheit und sittliche Verrohung. Sie half, wo sie nur konnte, und legte viel Wert auf die fachliche wie spirituelle Bildung ihrer Mitschwestern wie all derer, die in ihrer Obhut waren. Heute ist eher die spirituelle Armut in den Vordergrund gerückt, die Verdunstung der Glaubenskraft und der totalitäre Anspruch des Funktionszwangs. Da sich die Armut vom materiellen mehr auf das spirituelle Feld verschoben hat, tun wir gut daran, dafür Sorge zu tragen, dass in allen Schichten unserer Bevölkerung der Glaube und die Hoffnung und die Liebe neu belebt werden. Aber dennoch sollte der Anspruch Mutter Rosas präsent bleiben, auch den „Ärmsten der Armen“ zu helfen, etwa durch eine ethisch vertretbare Pränataldiagnostik, die zur fast automatischen Abtreibung behinderter Kinder führt; oder durch den Aufbau von Palliativstationen und Hospizen. Darum war es eine gute Idee der Ordensleitung und der Geschäftsführung der Marienhaus gGmbH, anlässlich ihres 100jährigen Jubiläums der GmbH-Gründung im Jahr 2003 eine Hospizstiftung einzurichten; ferne lag Mutter Rosa die Pflege und Begleitung psychisch angeschlagener Menschen sehr am Herzen. Hier könnte sich ein weite-

res Arbeitsfeld öffnen, wenn wir an die zeit- und nervenaufreibende Begleitung von psychisch geschwächten Menschen denken, die nicht so krank sind, dass ein Klinikaufenthalt nötig wäre. Bei den zurückgehenden Schwesternzahlen ist es kaum mehr möglich, diese Aufgaben den Schwestern zu übertragen, aber es könnten sich im Umfeld der Schwestern Männer und Frauen finden und eine Art „Spiritualitätsfamilie“ bilden, inspiriert von der Spiritualität Mutter Rosas eine solche Aufgabe ehrenamtlich und unentgeltlich übernehmen.

Mutter Rosa wartete geduldig zu, bis sich ihr der „Kairos“ zeigte, der richtige Zeitpunkt. Sie konnte der Zeit Zeit lassen, konnte Entscheidungen ausreifen lassen, was in der Hektik unserer Tage nicht zu oft vorkommt. Sie entschied und legte sich verbindlich auf ein Lebensprojekt fest, - angesichts des heutigen Trends zur „freundlichen Unverbindlichkeit“ nicht selbstverständlich.

Sie konnte loslassen. Sie selbst nahm sie nicht so wichtig und vertraute „ihre Sache“, ihre Gründung dem Herrn an. Hin und wieder blitzte trotz ihrer langen Leidenszeit so etwas auf wie eine „heitere Gelassenheit“. Sie lebte nicht für sich. Ihr leidenschaftliches Engagement richtete sich auf andere; auf die Waisenkinder, die Alten und die Kranken, auf ihre Mitschwestern und auf die universale Kirche, hier insbesondere auf die Gestalt des Papstes.

Besonders beeindruckt die letzte Lebensphase, die von perfektem Dauermobbing und bitterem Leid geprägt ist. Still und ergeben geht Mutter Rosa ihren Leidensweg. Sie hat auch dieser dunklen Phase ihres Lebens im Blick auf den Gekreuzigten einen Sinn abgewonnen und mit ihrem Leiden die spirituellen Fundamente für ihre Gemeinschaft gelegt. Das geduldige und demütige Gehen mit Jesus, Schritt für Schritt, hat sie reifen lassen.

Wider alle Hoffnung vertraut Mutter Rosa auf die Fügung und Führung Gottes. Das Vertrauen in die bergende Gegenwart Gottes begründet und prägt die Spiritualität von ihr und ihrer Gemeinschaft. Dieses Vertrauen ist jedoch nicht eine Spezialität nur ihrer Ordens, sondern der Kern der christlichen Glaubenshaltung überhaupt. Das Vertrauen in Gottes Fügung und Führung schenkt Gelassenheit, die ausstrahlt. Es weckt und stärkt die missionarische Kraft. Jetzt, über hundert Jahre nach ihrem Tod, ist es an der Zeit, ihre Größe von neuem zu entdecken und Gott zu danken für das Leben dieser außergewöhnlichen und großartigen Ordensfrau.

HANS-WERNER UNKEL

## P. KENTENICH ALS EXERZITIENMEISTER – ANFÄNGLICHE ÜBERLEGUNGEN ZU EINEM ÜBERFÄLLIGEN THEMA

Zunächst ein persönliches Wort als Hintergrundinformation.

Nur zwei Semester standen mir zur Verfügung, in die verschiedenen bewährten Schulen und Perspektiven kirchlicher Spiritualität im Laufe ihrer Geschichte hineinzuschauen. Die Gregoriana ist deutlich wahrnehmbar von jesuitischem Geist geprägt, der auf Spiritualitäten anderer Gemeinschaften und auf heutige Ansätze offen ist. Das Interesse, das mich geleitet hat, war die neugierige Frage: wie steht P. Kentenich mit seinem schönstättischen Heiligkeitsweg im Gesamtkontext kirchlich anerkannter Heiligkeitswege? Das Untersuchungsfeld erwies sich als unerwartet umfangreich, ja uferlos. So musste ich mich darauf beschränken, die Exerzitiemethode von P. Kentenich und Ignatius von Loyola miteinander ins Gespräch zu bringen.

Einige Einsichten, die ich dabei gewonnen habe, möchte ich hier zur Diskussion vorlegen. Es geht weniger darum, fertige Endergebnisse vorzustellen, sondern eher um einen Gesprächsbeitrag, der zum Weiterüberlegen und -forschen anregt; um einen Anstoß, die eigenen Erfahrungen in der Begleitung von Exerzitionen zu reflektieren, sich darüber auszutauschen, sich von der Weisheit P. Kentenichs inspirieren und die eigene Praxis davon bereichern oder möglicherweise auch hinterfragen zu lassen.

Der Aufenthalt in Rom öffnete meinen Blick für die vielfältigen Versuche und Angebote von Exerzitionen und Besinnungstagen: die vierwöchigen ignatianischen Exerzitionen, Exerzitionen im Alltag, gemeinsame meditative geistliche Lesung, die bekannten Fünf-Tage-Jahresexerzitionen, die monatliche Recollectio. Meine Rückkehr nach Indien brachte mich wieder in Kontakt mit der religiösen Sehnsucht, insbesondere des Hinduismus und des Christentums. Charismatische Exerzitionszentren sind gefragt und haben eine erstaunliche Ausstrahlungskraft. Die Person des Guru und seiner Anziehungskraft spielt eine wesentliche Rolle.

### Der Ort in der Vielfalt: die Fragestellung

Angesichts der ungeheuren Vielfalt der Angebote und des Booms Anhänger, die ihren Guru oder die ihnen passende Exerzitionsform suchen, erhebt sich die Frage: hat P. Kentenich für Schönstatt und die Kirche eine Methode hinterlassen, die es mit Gewinn zu entdecken gilt? Tatsache ist, dass er kein Exerzitionsbüchlein wie das ignatianische geschrieben hat. Tatsache ist auch, dass P. Kentenich sich nicht auf eine einzige Methode eingeschworen hat. Er hat Einzelexerzitionen gege-

ben, hat „ignatianische“ und liturgische Monatsexerzitionen gegeben, er hat Einzel-exerzitionen als zukunftsweisende Form für den modernen Menschen bezeichnet. In auffälliger Verschiedenheit hat er Exerzitionen für Priester und für Frauengemeinschaften gehalten. Gibt es in dieser Vielfalt Elemente, die sich wie goldene Leitfäden hindurch ziehen und in vielfältigen Abwandlungen wiederkehren und sich durchhalten? Das ist die Fragestellung, die uns leitet.

Es scheint mir gut, gleich zu Anfang einen nahe liegenden Einwand etwas genauer unter die Lupe zu nehmen: Die großen Exerzitenkurse der Dreißiger Jahre, die hunderte von Priestern nach Schönstatt lockten, waren Vortragsexerzitionen mit bis zu vier Vorträgen täglich. Zu bedenken sind dabei zeitbedingte Faktoren: zunächst hatten diese Exerzitionen ein doppeltes Ziel im Blick: geistliche Erneuerung des Einzelnen und religiöse Weiterbildung (eine Art *aggiornamento*) waren zu der Zeit unmittelbar miteinander verquickt. Die Vorträge wurden mitgeschrieben und dienten den Teilnehmern während des Jahres zur Ausrichtung ihrer Predigten und wurden gemeinsam in Gruppen reflektiert. Ein zweites ist zu bedenken: die damalige Generation kannte weder Fernsehen und wuchs ohne Medienüberflutung auf; sie konnte noch zuhören und war – weil neuscholastisch-intellektualistisch geformt – an klaren Ideen interessiert. P. Kantenich hat diesen grundlegenden Wandel von einer kopflastigen Wissenskultur zu einer Erlebniskultur thematisiert und berücksichtigt.

Kehren wir zu unserer Fragestellung zurück: lassen sich durchgängige Leitlinien entdecken, die uns Anhaltspunkte für eine originelle Exerzitenmethode Schönstatts geben können? Ich lege einige Elemente vor, die durchdiskutiert und wohl auch ergänzt werden müssten.

### Das Ziel: den ganzen Menschen in der Tiefe mit Gott verbinden

Das ist das überragende Ziel der stillen Zeit der Exerzitionen. Es geht um die Ermöglichung von Gotteserfahrung, die bis in die un- und unterbewussten Schichten des Menschen hinabreicht, dort den Menschen ganzheitlich erreicht und so Wandlung vorbereitet. Das Ziel muss der geistliche Lehrer mit unbestechlicher Klarheit im Auge haben, er muss es mit warmer, liebender Sorgfalt verfolgen und selber mit methodischer Konsequenz leben. Diesem Ziel wird alles ein- und untergeordnet.

Ignatius gibt in den Vorbemerkungen seines Exerzitenbüchleins die Anweisung, der Exerzitenmeister solle behutsam darauf achten, dass er sich nicht zwischen Gott und den Exerzitanten schiebt. Auf diesen Punkt hatte P. Kantenich ein besonders wachsames Augenmerk. Es betrachtete es als seine priesterliche Hauptaufgabe, „Gott und Seele“, Seele und Gott in Verbindung zu bringen, in eine dauernde und persönliche Verbindung.

Rückblickend auf seine priesterliche Tätigkeit schreibt P. Kantenich im Altar von 77 Jahren ein Selbstzeugnis nieder, das insofern einen besonderen Stellenwert besitzt, als er darin vor der höchsten kirchlichen Behörde, der Glaubenskongregation

(dem damaligen gefürchteten „Heiligen Offizium“) Rechenschaft über seine pastorale Praxis ablegt. Er schreibt von sich selbst in der 3. Person:

„Sein ganzes Leben hindurch schwebte ihm ein einziges großes Ideal vor Augen: Gott und die Seelen. Alles andere war für ihn Nebensache. Es [alles andere] wurde zielstrebig dieser einen großen Lebensidee ein- und untergeordnet. Es ging ihm immerdar darum, die Seele für Gott zu öffnen und sie mit ihm unzertrennlich in Verbindung zu bringen. Das verlangte aber unabdinglich, dafür zu sorgen, daß die Seele womöglich bis in die letzten Tiefen für Gott und Göttliches geöffnet würde und geöffnet blieb.“

Die Seele mit Gott bleibend in Kontakt zu bringen, darum ging es ihm. Er war ihm nicht darum zu tun, schnellebige Augenblicksempfindungen hervorzurufen, die bald wie Luftblasen zerplatzen. Der Kontakt soll bis in die Tiefe des Herzens und Gemütes hinabreichen und deshalb dem Menschen Halt und Verwurzelung geben. Nicht menschlicher Erfolg oder Begeisterung ist das Ziel, sondern Stärkung, Gesundung und Vertiefung der Wurzeln, so dass auch in einer bindungsschwachen Zeit der Baum des Lebens standfest bleibt und den Stürmen des Lebens Widerstand leisten kann.

P. Kentenich setzt sein Selbstzeugnis fort:

„Es genügte ihm nicht, den Willen an Gott zu binden und das helle Bewußtsein der Seele zu reinigen, zu durchlichten und zu vergöttlichen. Es wurde ihm sehr bald klar, daß der Mensch gemeiniglich mehr das tut, wonach das Herz sich ausstreckt und was im unterbewußten Seelenleben als unverdauter Eindruck oder als Voreinstellung lebt und wirkt.“ [Aus einer „Rechtfertigungsschrift“ aus dem Jahre 1962.]

Was kann menschliches Bemühen tun, um eine solche bis in den Wurzelgrund der Seele reichende Gottverbundenheit zu ermöglichen? Welche Mittel und Wege sind für den Exerzitienleiter gangbar? Ein erstes Mittel: aufschließen für ein tieferes Zu-sich-selbst-finden oder wecken für eine ur-persönliche, originelle Gottesbegegnung.

### Ausgangspunkt: Wecken

Erneuerung und Wachstum im geistlichen Leben hängen vom Grad der Wachheit ab: von der inneren Aufgeschlossenheit, von der tieferen Sehnsucht und der Art der Erwartung. Was das Herz ersehnt, daraufhin bewegt es sich zu. Die erste Aufgabe eines Exerzitienleiters oder –begleiters besteht in der Kunst, die Erwartungen zu ertasten, sie anzurühren, sie ins Wort zu heben und so die Empfangsbereitschaft (wieder neu) zu wecken oder zu steigern. Oft ist Schutt wegzuräumen, um die Quelle geistlicher Sehnsucht freizulegen. In die Stille kommen, um die Regungen des Herzens wahrzunehmen, ist unabdingbare Voraussetzung. Wiederholt finden wir bei P. Kentenich die Aufforderung „Wachet auf und wecket einander!“ Exerzitien sind ein Aufwachvorgang, der sich bei jedem Einzelnen ereignen muß und der unterstützt wird durch das gegenseitige Aufwecken, Anregen, Stimulieren. Wer aufwacht, macht die Augen auf, beginnt zu sehen, zu beobachten, in sich hineinzusehen.

schauen, sich mit den Augen Gottes anzuschauen. Er gewinnt neue Einsicht, wo er steht und wer er jetzt ist.

Ausgangspunkt für einen fruchtbaren Exerzitienprozess sind die Schwingungen, Wünsche, Strömungen in der Antriebssphäre des Exerzitanten. Das heißt nicht die Psychologie an die Stelle der Theologie setzen. Im Gegenteil: gerade in den tieferen psychologischen Regungen sucht und findet der Exerzitant den in ihm wirkenden Geist Gottes. Dem liegt der gläubige, optimistische Realismus zugrunde, dass es in jedem Menschen genügend Gutes gibt, das – wenn Gottes warmes und erhellendes Licht in die Seelentiefe scheint – zum Vorschein kommt und sich lebenskräftig entfalten will. Es ist der Glaube daran, dass trotz aller erbsündlichen Belastung das Innere auch des modernen Menschen sich danach sehnt, „gottförmig“ zu werden.

Was tut P. Kntenich zu diesem Zweck? Wie geht er vor?

Er greift die Stimmen der Zeit auf, so wie sie sich in der Individualität einer Gruppe oder eines Einzelnen spiegeln. Diese Stimmen bedürfen der Unterscheidung, denn sie können aufbauen oder zerstören, zu Gott hinführen oder von ihm weg, authentisches Leben mehren oder in die Irre führen. Er hebt diese Stimmen ins Wort, macht die darin enthaltene göttliche Botschaft bewusst und wartet auf das Echo seiner Zuhörer. Wecken und wach werden ist ein dialogischer Vorgang.

Die Saatkörner theologischer Glaubenswahrheiten können nur wachsen, wenn sie auf das entsprechend bereitete Erdreich fallen. Das Vorgehen ist induktiv: auf welche seelische Beschaffenheit fallen die einzelnen Glaubenswahrheiten? Inwiefern sind sie befreiende Antwort auf Nöte und Bedürfnisse des Einzelnen? Auch hier geht es nicht um religiöse Effekthascherei, um erfolgreich zu sein. Vielmehr um Ehrfurcht vor den Erwartungen, die Gott in die Seele des konkreten Menschen in unserer postmodernen Gesellschaft hineinlegt. P. Kntenich leitet dazu an, die Interessenperspektive, den jeweiligen originellen Ansatzpunkt in der Seele zu entdecken und deshalb die Glaubenswelt perspektivisch nahezubringen. Es geht darum, wachsam wahrzunehmen, wo der Einzelne „anspringt“ (vom Geist innerlich bewegt wird).

Bevor das geschieht, ist oft eine Ermutigung nötig, die anfängliche Durststrecke der inneren Unruhe durchzustehen.

## Beheimaten – die Sorge für die Atmosphäre

Der Exerzitienprozess soll Wandlungskräfte aus dem Inneren freisetzen. Das ist normalerweise nur möglich, wenn die entsprechende hilfreiche äußere und innere Atmosphäre hergestellt ist. Mit anderen Worten: wenn die Gruppe oder der einzelne Exerzitant beheimatet, zu Hause, persönlich aufgenommen und verstanden fühlt. Bejahung ermöglicht und fördert Wandlung. Das Erleben, Vertrauen und Aufmerksamkeit geschenkt zu bekommen, weckt als Antwort hochherzige Bereitschaft.

Das konsequente Bemühen, eine gemeinsame Atmosphäre unter den Exerzitienteilnehmern zu schaffen, ist deutlich spürbar. P. Kntenich nimmt sich zu Be-

ginn genügend Zeit, oft viel Zeit, eine gewisse Gemeinsamkeit zu schaffen. Diese zielt nicht primär auf gemeinsame Wissensinhalte, die im Kopf ihren Platz haben. Vielmehr ist sie atmosphärischer, also ganzheitlicher Art. P. Kentenich geht von der Erfahrung aus, dass nur da, wo die entsprechende Aufnahmebereitschaft vorhanden ist, die nötigen Voraussetzungen geschaffen sind, dass Betrachtungen, Gedanken und Wahrheiten eine gewisse Tiefe erreichen, so dass sie eine Wandlung bewirken können. Zu dieser Atmosphäre gehören: das Haus, die Stille, die Bewirtung im Haus, die Nähe des Heiligtums der Gottesmutter, wo das Allerheiligste ausgesetzt ist und man in Ruhe beten kann, das Abstandnehmen von den üblichen Seelsorgsverpflichtungen, die Gemeinschaft der Teilnehmer, eine gewisse Gemeinsamkeit der Erwartungen.

Zur Atmosphäre gehört auch die Beheimatung im Haus des eigenen Selbst mit seiner Geschichte, seinen Verwundungen, Erfolgen und Gefühlen. Der Weg zur Seele geht über den Körper: ihn mit seinen Gefühlen wahrzunehmen und sich darin wohlfühlen. P. Kentenich hat auf die Bedeutung des Atmens, der Haltung beim Beten und Betrachten, des entspannenden Spazierengehens, des Schlafens, der symbolträchtigen Rituale hingewiesen, er kannte jedoch nicht das ausgedehnte Feld der körperlichen Übungen, wie sie heute weithin üblich sind. Sofern sie auf das eigentliche Ziel der Exerzitien ausgerichtet sind, würde er sie sicher bejahen.

Die Teilnehmer sollen sich in der neuen Umgebung zu Hause fühlen. Für einige Tage sollen sie sich in der neuen Umgebung beheimatet erleben. Aus dieser Beheimatung kann dann die Kraft erwachsen, sich auf das eigene geistliche Leben mit seinen Herausforderungen wirklich einzulassen. Beheimatung ist mehr als psychologisches Sich-wohl-fühlen. Sie ist ein Gnadengeschenk Gottes, wofür der Exerzitienmeister höchstens die Wege bereiten kann. Die Beheimatungsgnade kennt verschiedene Ebenen und Grade: die äußeren Gegebenheiten, das psychologische Erleben des Aufgenommen- und Verstandenseins, und letztlich die Erfahrung des kindlichen Geborgenseins in Gott. Diese Beheimatungsgnade ist die ursprüngliche Gnade, und ihr sucht der Exerzitienmeister die Wege zu bereiten. Auf der Grundlage des Zusammenwirkens von „Natur und Gnade“ kann Gottes Anruf leichter Gehör finden und beantwortet werden.

## Der Exerzitienbegleiter - Interaktion

Exerzitien leiten oder begleiten braucht Kenntnis, Fähigkeit, Ausbildung, und ganz sicher Erfahrung. Vor allem ist der, der die Exerzitien gibt, permanent herausgefordert, selber ein geistliches Leben auf einer gewissen Höhenlage zu führen. Es muß selbst erfahren haben, welche Freuden, Herausforderungen, Höhen und Tiefen mit dem Heiligkeitsweg verbunden sind. Lebenserfahrungen wollen durch Reflexion, Meditation und Gebet heranreifen zur geistlichen Lebensweisheit.

Geistliche Begleitung ist eine Kunst der Nähe zum gelebten Leben. Der Exerzitienbegleiter ist ein Künstler der Interaktion und des Dialogs, der sehr vieles gleichzeitig im Blick haben muss. Denn die eigene geistliche und seelische Wirklichkeit

und die des oder der Exerzitanten ist ungeheuer komplex. Irgendwie geartete Schablonen engen das Leben ein; Methoden haben immer die Originalität und Komplexität des Lebens zu berücksichtigen. Der Exerzitenmeister ist der, der ein Gespür für die umfassende Weite, Differenziertheit und Originalität des Lebens (der Anlagen und der Lebensschicksale) hat. Eine wirklichkeitsgerechte Kenntnis seiner selbst ist Voraussetzung für eine geistliche Griffsicherheit im Umgang mit dem, der in der Stille Herz und Sinn für Gott aufschließen möchte.

Ein guter geistlicher Begleiter zieht an und strahlt aus. Anziehend wirkte zweifellos die Neuartigkeit von Gedankengängen, die P. Kantenich seinen Exerzitienteilnehmern in den Dreißiger Jahren vorlegte. Er war darauf bedacht, möglichst alle glänzende Rhetorik und psychologische Manipulation zu vermeiden. Seine Ausstrahlung beruhte vor allem auf seiner Gläubigkeit, Lebensweisheit, Authentizität und seiner weitgefächerten Erfahrung. Was er von den Teilnehmern seiner Exerziten erwartete, das war er bereit, von sich selbst zu fordern. So erklärt sich, dass er hohe Ziele zeigte, erhebliche Forderungen stellte und gleichzeitig ein so mitfühlendes Verständnis für die Schwierigkeiten und die menschlichen Schwächen aufbrachte. Als eine Konsequenz für den Exerzitenmeister folgt daraus: Gedanken und Ideen zünden in der Tiefe, wenn der Prediger innerlich mit dem solidarisch ist, was er als Botschaft verkündet. Dann ist die ausstrahlende Wirkkraft der Persönlichkeit mehr als Psychologie oder geheime Suggestion: er wird zum Werkzeug, das der Heilige Geist in seinen Dienst nimmt. Um diesen werkzeuglichen Dienst leisten zu können, ist er mit seiner ganzen Persönlichkeit anwesend, er weiß sich allerdings zurückzunehmen, sobald er spürt, wo und wann und wie Gott am Werke ist.

Im Selbstverständnis P. Kantenichs ist der geistliche Begleiter gerufen, Werkzeug des Heiligen Geistes zu sein. Der eigentliche Seelenführer ist der Heilige Geist selbst. Der Begleiter darf sich einerseits nicht zu wichtig nehmen, aber er muss andererseits seine eigene Tätigkeit verantwortlich und kompetent wahrnehmen. In zwei Bildern lässt sich, wie mir scheint, die menschliche werkzeugliche Mitverantwortung für das Gelingen des geistlichen Exerzitenprozesses fassen. Der Exerzitenmeister ist Gärtner und Hirt.

Aufgabe des Gärtners ist es, den ganzen Garten im Blick zu haben und gleichzeitig den Bedürfnissen des Einzelnen voll Rechnung zu tragen. Das Ganze im Blick haben erfordert einen weiten Horizont: die Vielfalt der Pflanzen, Gewächse und Bäume, die möglichen Schädlinge, den Wildwuchs und das wuchernde Unkraut, aber auch die Gegebenheiten der Zeit und Umwelt, in denen sich der Garten befindet. All das hat der Gärtner zu berücksichtigen. Gleichzeitig muß er die legitimen individuellen Bedürfnisse und originellen Erwartungen jedes einzelnen Teilnehmers im Blick haben.

Er ist wie ein wachsamer und erfahrener Gärtner, der weiß und spürt, wo er anzusetzen hat, wo er fördern muss (gleichsam Wasser oder Dünger zu geben hat) oder wo der Zeitpunkt gekommen ist, zu beschneiden. Das setzt Lebenserfahrung und geistliche Weisheit voraus, Flexibilität im Vorgehen und eine Offenheit für die

Zeichen und das Wehen des Heiligen Geistes. Der Exerzitenbegleiter ist also alles andere als ein passiver, freundlicher Beobachter. Sobald er den Eindruck gewinnt, dass Gott einen Wandlungsprozess inszeniert, darf er die Geburtswehen unterstützen. Oder anders ausgedrückt: wie der Arzt ist er herausgefordert, im richtigen Augenblick den Kranken zu operieren, auch wenn er dadurch erhebliche Schmerzen verursacht. Der Gärtner beschneidet die Rebzweige. All das mit dem Ziel, damit sich Reinigung und Wachstum vollzieht und Fruchtbarkeit vermehrt wird.

Der Hirt geht einen Weg mit, so wie Jesus sich zu den niedergeschlagenen Jüngern auf dem Weg nach Emmaus gesellt: er hört zu, er fragt, lässt sich erklären und gibt eine Deutung und entzündet neu die Hoffnung, so dass die Jünger, deren Augen gehalten waren, schließlich erkennen, wie Gott selbst sie begleitet hat. Diese Art der Führung ist dem Exerzitenmeister aufgetragen. Er begleitet für eine kurze Zeitspanne, und in diesen Tagen der Stille ist der Moment, wo sich Wachstums- und Wandlungsprozesse ereignen können, wenn Gott seine Gnade dazu gibt und die menschliche Bereitschaft des Exerzitanten offen genug ist.

Meister ist der Exerzitenbegleiter nur insofern, als er gelernt hat, selber immer auf dem Weg der Heiligkeit voranzugehen und dabei beständig selber zu lernen. Der Meister hat sich jeden Augenblick neu am göttlichen Exerzitenmeister zu orientieren: er ist und bleibt zeitlebens der Lernende und Tastende.

### Wach bleiben – Befähigung zur Alltagsbewältigung

Das Leben beginnt nach den Exerziten wieder seinen Lauf: mit seiner Routine, seinen Herausforderungen, mit seinen Höhen und Tiefen. Der Hirt bereitet vor auf das, was kommt. Er achtet darauf, dass im Exerzitenprozess sich beides die Waage hält: innere warme Begeisterung und realistische Wirklichkeitsnähe. Die Exerziten sind gleichsam das Proberennen, das Training unter optimalen Bedingungen; der eigentliche Wettkampf ist das tägliche Leben nach den Exerziten. Dafür hat der Hirt die Augen zu öffnen und den Exerzitanten vorzubereiten und zu ermutigen.

Exerziten sind kein Sektor des Lebens, der ein Eigendasein erheben kann. Exerziten sind Mittel, die eigene Sendung im Alltag zu erfüllen.

Wenn es gelingt, dass der Exerzitant offen und empfangsbereit wird; wenn er sich auf das Licht ausrichtet und er intuitiv oder reflexiv Einsichten gewinnt, die der Geist Gottes schenken möchte; wenn sich bewusst, bereitwillig und mit liebender Sehnsucht darauf einlässt, dann setzt ein fruchtbarer Exerzitenprozess ein, der schöpferische Kräfte freisetzt und innere Freude schenkt. Gottfindung und Selbstfindung gehen dabei (oft unreflexiv, aber effektiv) Hand in Hand.

Die Frage ist: wie ist es möglich, die gewonnene Erleuchtung in ausdauernde, durchhaltende Energie und bleibende Orientierung zu verwandeln? Die Frage stellt sich nicht nur für die Dauer der Besinnungszeit, sondern vor allem für den nachher wiederkehrenden Alltag mit seinen Herausforderungen, seinen Ermüdungs- und Abnutzungserscheinungen.

Auf drei Momente möchte ich hinweisen: auf das Einüben des „Arbeitsschulprinzips“ (Lernen durch Selbsttun), motivierende Leitlinie und Arbeit mit Vorsätzen bzw. Erneuerungen.

Exerzitien sind eine Schule: eine Lernschule, die den Exerzitanten zu einem persönlichen, aktiven Mitvollzug hinführen möchte. P. Kntenich konzipiert Exerzitien nach dem „Arbeitsschulprinzip“, das heißt: lernen durch eigenständiges und eigenverantwortliches Selbst-Tun. Als Exerzitien“prediger“ sieht er seine Aufgabe darin, den Stoff so darzubieten, dass Wahrheit und Wert miteinander verknüpft sind, so dass der Lebenswert aufscheint und motivierend wirkt. Dieses selbstverantwortliche kann einen Ausdruck finden in der Arbeit mit Vorsätzen (Partikularexamen) oder monatlichen Erneuerungen, um Vergesslichkeit, Nivellierung und Absinken in die Routine entgegenzuarbeiten.

Fast jeder Exerzitienkurs hat eine klare, leicht eingängig formulierte Leitlinie. Sie wächst aus Zeitströmungen heraus oder wird mit Vorgängen in der Zeit oder der Gemeinschaft, zu der er spricht, verbunden. Dieses Motto oder diese Leitlinie spricht P. Kntenich in den Kreis der Exerzitanten hinein. Er fängt das Echo auf: formuliert mögliche oder tatsächliche Einwände, nimmt unausgesprochene Vorbehalte ernst, auch innere Zustimmung wird explizit gemacht. Die Leitlinie zu wählen, dazu gehört natürlich ein gewisses pädagogisches Geschick, ein „Fingerspitzengefühl“, das bei P. Kntenich zugleich eine gläubige Intuition war: Gott spricht durch die Zeit, er äußert durch die Zeit seine Wünsche. Das Motto ist für die Exerzitien selbst gedacht und soll für das persönliche und gemeinsame Streben das Jahr über eine Ausrichtung geben. So kann sich für regelmäßige Teilnehmer auf die Dauer eine Art von Jahresringen des geistlichen Wachstums herausbilden. Sprich den Exerzitanten dieses Motto tiefer an, so dass er sich darin wiederfindet, so kann es ihn über mehrere Monate hin anregen und eine gewisse Kontinuität in die Diskontinuität modernen Lebens hineinbringen.

## Ausblick

Wir haben den Versuch unternommen, einige Leitlinien herauszuarbeiten, die wohl zum Exerzitienstil von P. Kntenich gehören. Vieles bleibt noch zu erforschen: Die Vielfalt der Exerzitien, die P. Kntenich gehalten bzw. bejaht und geschätzt hat. Ein Neuland, das eine Menge Interviews nötig macht, sind die begleiteten Einzel-exerzitien, von denen er behauptet hat, das sei der fruchtbare Exerzitienstil der Zukunft. Aufschlussreich wären auch Zeugnisse zu sammeln über die heilende Wirkung der Exerzientätigkeit.

Ein weites Gebiet erschließt sich, in einen Dialog mit asiatischen Meditationsbewegungen zu treten: Yoga oder ungegenständliche Meditation. So steht am Ende unserer Überlegungen die Einladung, zur Diskussion und zum Weiterforschen.

JOACHIM SCHMIEDL

## MARIA ALS REPRÄSENTANTIN DES GOTTESBUNDES EINE HEILSGESCHICHTLICHE MARIOLOGIE

Die Vorbereitung der Schönstatt-Bewegung auf ihr 100jähriges Bestehen im Jahr 2014 schließt eine intensive Beschäftigung mit den Schwerpunkten ihrer Spiritualität ein. Dazu gehört ohne Zweifel die Mariologie. Wenn als Charakterisierung von Schönstättlern immer wieder zu hören ist, „das sind doch die mit Maria“, dann bedarf eine solche flapsige Bemerkung auch der Selbstvergewisserung, ob das wirklich so sei und wie sich eine solche Fremdbewertung mit der eigenen theologisch-spirituellen Positionierung vertrage. Eine internationale Fachtagung im September diesen Jahres wird sich damit auseinandersetzen, wie die marianisch-mariologische Lehre P. Joseph Kentenichs in der theologischen und geistigen Landschaft von heute zu verorten ist und an welche Schwerpunkte gegenwärtiger Theologie die Mariologie Kentenichs angeschlossen ist.

### Eine wichtige Neuerscheinung

Eine Hilfe dazu bietet eine vor wenigen Monaten erschienene Monographie aus der Feder von Gerhard Lohfink und Ludwig Weimer<sup>1</sup>. Die beiden Theologen der Integrierten Gemeinde versuchen sich an einer Zusammenschau alt- und neutestamentlicher Heilsgeschichte. Maria sagt für sie „etwas Wesentliches und Unaufgebbares“ (S. 9) aus. Am Dogma von der Unbefleckten Empfängnis Marias wird für sie deutlich, dass es „ein Dogma auch über Israel [ist], über Israel, das die ganze Wahrheit über Gott und seinen Plan mit der Welt finden durfte“ (S. 10). Maria ein „Realsymbol für die alttestamentliche Vorgeschichte Jesu“ (S. 11) – das ist die These des Buchs.

Zur Bestätigung ihrer These gehen die Autoren einen langen Weg. In einem ersten Teil setzen sie sich mit dem Begriff „Erbsünde“ auseinander. Gen 3 und Lk 15 sind Referenzpunkte für die bleibende Unheilssituation des einzelnen Menschen. Dessen Schuldpotentiale stehen jedoch auch in einem „Zusammenhang der Generationen“ (S. 45), für den die Autoren den Antijudaismus mehr als beispielhaft anführen und bewerten. Lohfink und Weimer sind der Meinung, zwischen Evolution und Sündenfall gäbe es keinen Widerspruch. „Das Wesen der Gattung ‚Stammvatergeschichte‘ besteht darin, dass sie in einer Anfangsgestalt all das zusammenfasst, was von der gesamten Gruppe gilt, die sich diese Geschichte erzählt.“ (S. 71) In ihrer zwar nicht auf ein fixes Datum bezogenen, doch historischen Betrachtung kommen sie zu dem Schluss: „Dort, wo der Schuldzusammenhang unterbrochen wäre, dort, wo es keine Erbsünde gäbe, könnte Gott ein reines, ungebrochenes ‚Ja‘ zu seiner Schöpfung sprechen.“ (S. 81)

---

<sup>1</sup> Gerhard Lohfink / Ludwig Weimer, Maria – nicht ohne Israel. Eine neue Sicht der Lehre von der Unbefleckten Empfängnis, Freiburg 2008.

Weil das nicht der Fall ist, muss Sünde als „Katastrophe der Geschichte“ (S. 104) bezeichnet werden.

Doch Lohfink und Weimer bleiben nicht bei der Abkehr von Gott stehen, sondern entwerfen im zweiten Teil ein breit angelegtes Panorama einer „Gegenaktion“ Gottes gegen die Erbsünde. Abraham steht dabei für die Gottesfurcht, Mose für die Herausführung in die Freiheit. Die Tora symbolisiert die Freude am göttlichen Willen. Mit der Errichtung des Tempels ist die Stiftung der Sühne verbunden. Die Propheten bringen die Unmittelbarkeit des Wortes Gottes zur Geltung. Die weisheitliche Literatur verweist auf die Vernünftigkeit der Schöpfung, und die Rede vom „Rest Israels“ bringt die Treue Gottes zum Leuchten. Dieser Teil der Studie ist ein glänzendes Beispiel für eine konsequent heilsgeschichtliche Denk- und Argumentationsweise. Gottes Treue ist unableitbar. Er geht mit seinem Volk einen langen Weg, auf dem in sehr facettenreicher Weise die Realität seines Bundeshandelns in den Erfahrungen der Geschichte sichtbar und eingeübt wird. Jesus Christus ist konsequenterweise „die Erfüllung von Verheißungen, die schon lange als Realität unterwegs waren“ (S. 217).

Auf diesem Hintergrund können die Autoren im dritten Teil Maria als „Inbild des erlösten Israel“ (S. 218) charakterisieren. Im Alten Testament gibt es eine Reihe von bildlichen Figurationen, die Israel in einer (fiktiven) Person vorstellen. Das ist etwa der Fall beim Menschensohn in Dan 7 und beim Gottesknecht in Deuterocesaja. Eine Figuration für Israel in der symbolischen Spiegelung einer Frau ist die Bezeichnung „Tochter Zion“ und „Jungfrau Israel“. Sie wird neutestamentlich in der himmlischen Frau in Offb 12 aufgegriffen. Die Kirche hat schon früh solche Figurationen auf Maria bezogen. Dem spüren Lohfink und Weimer in einer Exegese der marianischen Stellen nach, die „der Gesamtkomposition der neutestamentlichen Texte folgt“ (S. 252). Dabei kommen sie zu dem Ergebnis, dass Maria sowohl bei Lukas als auch bei Johannes „Repräsentantin Israels“ (S. 259) ist, dass sie „für das hoffende und gehorsame Israel“ (S. 267) steht und in ihr die „endzeitliche Gemeinde Israel, die ‚neue Familie‘ Gottes“ (S. 267) repräsentiert ist. Eine der Wurzeln der Mariologie war deshalb, so Lohfink und Weimer, von Anfang an der Blick auf die Kirche, deren Erwählung und Glanz als „ecclesia immaculata“ sich immer mehr im Inbild der Kirche, in Maria, verdichtete. Nachdem die Kirchenväter-Theologie seit dem Mittelalter in Vergessenheit geraten war, brauchte es bis zum 19. Jahrhundert, als Matthias Joseph Scheeben von neuem die Beziehung von Maria zur Kirche zur Grundlage seiner Mariologie machte. Das Zweite Vatikanische Konzil schloss sich dieser Perspektive an und sprach von Maria als Typus und Urbild der Kirche (LG 53 und 63). Damit würden die alttestamentlichen Figurationen wieder aufgegriffen und Korrekturen am rein männlichen Bild von Kirche angebracht: „Nur in der Figuration durch eine Frau kann ganz und vollständig ausgedrückt werden, was die Kirche ist.“ (S. 295)

Nach diesem langen Anlauf kommen die Autoren zum Dogma der Unbefleckten Empfängnis. Sie arbeiten heraus, dass es viel biblischer und offener ist als auf den ersten Blick ersichtlich. Und es lasse offen, ob ausschließlich Maria gemeint sei oder ob nicht auch wegen Maria als „Tochter Zion“ dieses Dogma „ein Dogma von der Gnade in Israel und damit ein Dogma über Israel selbst“ (S. 314) sei. Lohfink und

Weimer gehen davon aus, dass Gnade „über Vermittler, über Vorbilder, über Lernvorgänge, über den Glauben der Vorfahren, also über die Geschichte“ (S. 314) vermittelt werde. So lasse sich auch das Dogma von der Unbefleckten Empfängnis in einer heilsgeschichtlichen Ausweitung an Israel festmachen. Der Begriff des „heiligen Restes“ spiele dabei eine wichtige Rolle, weil es in Israel auch Gnade gegeben habe, wenn auch erst in Jesus Christus „die Heilsgeschichte seit Abraham ihre definitive Gültigkeit und Unwiderruflichkeit“ (S. 345) bekomme. In dieser heilsgeschichtlichen Denkweise, die Altes und Neues Testament zusammen denkt, wird Maria zum Höhepunkt der Geschichte Israels, weil an ihr in exemplarischer Weise die Wirklichkeit wird, was Gnade ist, nämlich die Begegnung zweier Freiheiten, der Freiheit Gottes und der Freiheit des Menschen. Das Paradox des Zusammenwirkens von Gott (causa prima) und Mensch (causa secunda) ist das Zentrum der Gnadentheologie und damit auch der Mariologie. Lohfink und Weimer betonen ganz ausdrücklich das Mitwirken Marias bei der Erlösung, ohne deshalb den umstrittenen Begriff „Miterlöserin“ favorisieren zu wollen.

Zum Abschluss ihrer Überlegungen greifen Lohfink und Weimer die Bezeichnung auf, die Ida Friederike Görres ihren Marienmeditationen gegeben hat: „Maria: das unverdorbenste Konzept“. In Maria verdichte sich der Schöpfungsplan Gottes, aber nicht als plötzliches Geschenk, sondern als schöpferische Resultante eines langen Weges zur Wiederherstellung des Ursprungs: „Die Freiheit von jenen Unheilszusammenhängen, die wir Erbsünde nennen, fiel nicht vom Himmel. Es hätte die Freiheit und Klarheit Marias niemals gegeben ohne die Hingabe vieler Generationen vor ihr an den Willen Gottes.“ (S. 385)

Ein Interesse ihrer Studie besteht für Lohfink und Weimer darin, die Kontinuität zwischen Altem und Neuem Bund herauszuarbeiten. Sie sehen in Maria eine Brücke zwischen den beiden Testamenten. Deshalb schließen sie ihr Buch mit einer doppelten Hoffnung: „So kann die Theologie in der Person Marias hinter die erste und uralte Aufspaltung des Gottesvolkes zurückgehen: hinter die Aufspaltung zwischen Juden und Christen. Damit verbunden aber auch hinter die Aufspaltung in die vielen Konfessionen. Könnte nicht gerade Maria – richtig verstanden als das Symbol reiner Gnade und als die wahrhaft Glaubende – eines Tages die unselige Spaltung der Christenheit überwinden?“ (S. 403)

Lohfink und Weimer haben eine Studie vorgelegt, die manche Aspekte der Mariologie P. Katenichs illustrieren kann. Sie haben aus Schrift und Tradition geschöpft und damit die Marienlehre mit den beiden wesentlichen Strömen der zeitgenössischen Theologie verbunden. Gleichzeitig zeigen sie sich im Aufgreifen der jüdischen Wurzeln des Christentums sehr zeitsensibel. Ihre Argumentation ins Gespräch mit der Mariologie Schönstatts zu bringen lohnt sich. Ähnliche Denkweisen werden sichtbar, wenn auch bei P. Katenich die Bedeutung des Judentums zeitbedingt keinen so hohen Stellenwert hat wie bei den Theologen der Integrierten Gemeinde. Aber in zentralen Aspekten lassen sich Gemeinsamkeiten feststellen. Vier Gedankenkreise, bei denen

eine Anschlussfähigkeit an die Marienlehre Kentenichs vorliegt, sollen kurz genannt werden.

### Eingebettet in die Heilsgeschichte

Eine heutige Mariologie muss heilsgeschichtlich ausgerichtet sein. Maria, und das war von Anfang an die Überzeugung P. Kentenichs, darf und kann nie isoliert betrachtet werden. Sie ist „Dauergefährtin und Dauergehilfin Christi beim gesamten Erlösungswerk“. Lässt man die mariologischen Texte P. Kentenichs auf sich wirken, fällt die permanente Bezugnahme auf die Bundesgeschichte auf. Angefangen von Noach über Abraham als Vater des Glaubens und Mose als den prophetischen Mittler des Sinaibundes zu David und den Propheten, werden bei P. Kentenich die alttestamentlichen Bundesschlüsse zu wichtigen Etappen auf dem Weg der Wiederherstellung des paradiesischen Gottesbundes. Und er führt diese Sichtweise auch neutestamentlich weiter. Der Bund Jesu Christi, gestiftet im Abendmahlssaal und am Kreuz, wird zum Dreh- und Angelpunkt der weiteren Heilsgeschichte. Sie setzt sich fort in der Kirche und in den Glaubenserfahrungen jedes einzelnen Christen. In der Weihnachtstagung 1967 brachte P. Kentenich diese existenzialistische Beziehung zur Heiligen Schrift ins Wort, indem er ausführte:

„Wenn wir die Heilige Schrift auf uns wirken lassen, vor allem, wenn wir in die Schule des Apostels Paulus gehen, dann machen wir eine dreifache Feststellung: Erstens, die biblische Geschichte war eine einzige große Heilstat, sie hat zweitens eine ungewöhnliche Heilsbedeutung und schließt drittens eine Heilserfahrung in sich. [...] Es gibt nämlich eine doppelte Art, die Heilige Schrift zu deuten: eine gläubige und eine wissenschaftliche Deutung. [...] Wahr ist es, das sei nochmals hervorgehoben, dass die junge Christenheit von der Geschichte des Heilandes und seines Werkes als von einer Heilstat ergriffen war; diese Heilstat hatte eine Heilsbedeutung und hat die junge Gemeinschaft immer wieder in Heilserfahrungen hineingebracht. Das ist auch für mich, für uns alle von Bedeutung. Wenn wir alle die großen Wirklichkeiten des christlichen Altertums einmal verarbeitet haben, verstehen wir unsere eigene Geschichte viel besser. [...] Müßte nicht jede Generation im Laufe der Jahrtausende und müßte nicht auch unsere Familie ähnlich wie im Urchristentum von der Geschichte sprechen können als von einer Heilstat, die Heilsbedeutung hat und Heilserfahrung vermittelt? Haben wir denn nicht alle das Heil erfahren, das Eingreifen Gottes? Deswegen nennen wir ja die Heilige Schrift, die Kirchengeschichte und auch unsere Familiengeschichte eine Heilsgeschichte. Die Geschichte hat die Unterlagen geboten, aber im Kern ist sie eine Heilsgeschichte.“ (S. 193-194)

### Biblische Mariensymbolik

Ein zweiter Aspekt bezieht sich auf die Mariensymbolik. In den Schriften P. Kentenichs kommt sie reichlich vor. Sein Anliegen war es immer, die Bildersprache der kirch-

lichen Tradition aufzugreifen. Subjektive Anknüpfungspunkte waren ihm dabei sehr wichtig. Die Kursideale in den Gemeinschaften der Schönstatt-Bewegung stellen in origineller und je zeitgemäßer Weise einen „Strahl“ der Person Marias heraus. Die biblischen Bezeichnungen für die Berge am Ort Schönstatt – Moriah, Kanaan, Sion, Tabor – werden auch marianisch interpretiert und stellen Maria in den großen Strom der Heilsgeschichte hinein. Der ursprüngliche Schöpfungsplan Gottes mit der Menschheit wird in der ekklesiologisch interpretierten Metapher vom „Mariengarten“ aufgegriffen, für den der trinitarische Bezug ebenso zentral ist wie das Spannungsverhältnis von Einheit und Vielfalt als Grundmuster für die Kirche. Über diese symbolische Denkweise sagte P. Kentenich 1941:

„Das ist das, was der Mensch von heute sucht. Er muß immer die Gottesmutter nicht bloß im Lichte des Menschen, sondern im Lichte Gottes sehen. Sie liebt mich in Gott und wegen Gott. Die Gottesmutter liebt mich, weil Christus und wie Christus mich liebt. Immer die Verbindung zu dem Ewigen und Unendlichen. Es spiegelt sich im Bilde der Gottesmutter die Liebe des Heilandes und Gottes wider. [...] Ihre Liebe ist die mir zugewandte, sinnhaft sich verschenkende Liebe des Heilandes und Gottes. Marienhände sind die mir sinnhaft zugewandten Hände Gottes. So müssen Sie sich das einmal durchdenken und sich nicht genieren, das bis zum Äußerten durchzudenken. Symbolcharakter! Das ist tatsächlich das große Zeichen, das urgewaltige Symbol des Göttlichen. Alles Göttliche hat einen eigenartigen Widerschein, und zwar einen unserer Natur entsprechenden Widerschein. Darin ist mir das Göttliche viel näher gerückt. Der lebendige Gott wohnt in einem unzugänglichen Licht. Das gilt vom geistigen Gott und zum großen Teil auch von Christus. Das Licht, das uns einigermaßen zugänglich ist, ist das Licht, das uns von der Person der Gottesmutter entgegenstrahlt. Paulus hat uns den schönen Ausdruck überliefert: ‚Jetzt erkennen wir im Spiegel ...‘ (1 Kor 13,12) Nun bitte ich Sie: Wo ist dieser vollendete Spiegel? Das ist die Gottesmutter.“ (Pfungsttagung 1941, S. 203)

## Marias Anteil an der Erlösung

P. Kentenich hat keine Schwierigkeiten damit, Maria als „Miterlöserin“ zu bezeichnen. Dabei beruft er sich vor allem auf ihr Stehen unter dem Kreuz. Was das Zweite Vatikanum als „Gefährtenschaft“ benennt, sieht P. Kentenich in dem auf dem Konzil umstrittenen Terminus der „Miterlöserin“ ausgedrückt. Dennoch kommt der Ausdruck bei ihm nicht so häufig vor. Entscheidend ist ihm, dass Maria ihr ganzes Leben lang an der Seite Jesu Christi war. Dem „Testament“ ihres Sohnes verpflichtet, setzt sie diese „Dauergefährtschaft“ in der Kirche fort. Dass Maria bei der Sendung des Heiligen Geistes unter den Aposteln war, macht sie zur „Mutter der Kirche“. Diesen von den Konzilsvätern abgelehnten, von Papst Paul VI. dennoch proklamierten Titel sieht P. Kentenich als zentral an, um Marienverehrung und Mariologie ekklesiologisch zu verankern: „Jetzt weiß man - wenn die Gottesmutter so eng hineingezogen ist in die Kirche -, daß ich nicht katholisch sein kann, ohne marianisch sein zu müssen. [...]Marienverehrung mag minimalistisch (oder) maximalistisch sein; weil die Got-

tesmutter aber im Zusammenhang mit der Kirche gesehen wird, dürfen wir nie übersehen: ihre Sendung besteht darin, ihre Verehrer und Liebhaber so eng wie möglich mit Christus und dem ewigen Gott zu verbinden.“ (Predigt 01. November 1964)

## Anthropologie und Schöpfung

Ein letzter Gesichtspunkt betrifft das Verhältnis Marias zur Schöpfung. Maria als Immaculata, als unbefleckt Empfangene, impliziert für P. Kentenich den Bezug zum ursprünglichen Plan Gottes. In Maria wird etwas von dem sichtbar, wie Welt und Mensch am Anfang geplant waren: „Maria ist doch die Spitzenleistung der Erlösungsgnade - ist konkretes Beispiel und Darstellung der Erlösungsfrucht - Sinnbild des wahrhaft und vollkommen erlösten und erlöst lebenden Menschen.“ (Ostertagung 1941, S. 125-126) P. Kentenich sah in Maria den „Symbolcharakter der ganzen Schöpfung“. Das anthropologische Idealbild ist Maria. Als „neue Eva“ spiegelt sich in ihr der Anfang der Welt, verkörpert sie die Sehnsucht Israels nach dem Erlöser und hält die Sehnsucht nach dem Paradies unter den Menschen wach. So kann P. Kentenich die Symbolsprache der Brautschaft, wie sie in Eph 5, 15-25 auf die Kirche angewandt wird, mit der Schöpfungslehre verbinden und in Maria das Hochbild der Anthropologie proklamieren: „Das ist die Gottesmutter als Spitzenleistung der ganzen Schöpfung, als Stellvertreterin der ganzen Schöpfung, als Klammer, die uns mit dem ewigen Gott verbindet. Die Gottesmutter als unsere Stellvertreterin und als Spitze der ganzen Schöpfung ist aber auch das Musterbild. So wie sie bräutlich geeint ist mit dem ewigen Gott, so sollen auch wir ein bräutliches Verhältnis mit der Ewigen Weisheit suchen und finden.“ (Priesterexerzitien Kampf um die wahre Freiheit 1946, S. 38)

Um die Mariologie muss jeweils neu gerungen werden. Doch es lohnt sich. Wenn es gelingt, die Marienlehre P. Kentenichs wieder neu ins Wort zu bringen und Geschmack an der bilderreichen, doch eminent biblischen Sprache zu wecken, ist das ein wichtiger Beitrag Schönstatts für die Kirche am Beginn des zweiten Jahrhunderts seiner Existenz.

MANFRED GERWING

MARIA – EIN ÖKUMENISCHES EREIGNIS  
ZUR MARIOLOGIE EINES EVANGELISCHEN THEOLOGEN

### Ein erstaunliches Buch

Im Folgenden soll ein wenig ausführlicher als gewöhnlich auf ein erstaunliches Buch aufmerksam gemacht werden<sup>1</sup>. Es handelt von Maria und ist verfasst von einem evangelischen Theologen. Aber nicht darin liegen das Erstaunliche und der Grund für die Ausführlichkeit der Besprechung. Vielmehr rechtfertigt sich diese durch den Inhalt des Buches selbst: Hier werden nicht die katholische Mariologie und Marienverehrung als in jeder Hinsicht überzogen, überflüssig und antiökumenisch kritisiert, sondern ausdrücklich als zeitgemäß, zukunftsweisend und ausbaufähig, wenngleich auch ausbaunötig, gelobt.

Der Vf. denkt nicht nur auf den Spuren der frühchristlichen Konzilien wie auch auf denen der dogmatischen Entscheidungen von 1854 (Maria Immaculata) und 1950 (Maria Assumpta). Vielmehr zieht er die gegenwärtige Philosophie, namentlich Martin Heidegger heran, um einerseits die gegenwärtig eher still vor sich her reflektierende Mariologie wieder aufzuwecken und insgesamt theologisch nach vorn zu bringen und andererseits die brennende Aktualität der Marienverehrung im Blick auf die Schöpfung und die globalen Herausforderungen der Menschheit insgesamt und speziell der Christinnen und Christen weltweit zu unterstreichen.

### Herkunft

Der Verfasser, Ulrich Wickert, 1927 in Berlin geboren, studierte zunächst 1943/44 in Frankfurt a. M. Musik Violine, entschloss sich aber dann dazu, evangelischer Pfarrer zu werden, veranlasst, wie er selbst gesteht, „durch die Erschütterungen der Kriegsgefangenschaft“. Nach einem Studium der Klassischen Philologie, der Alten Geschichte und der Philosophie folgte in Marburg das der Evangelischen Theologie, sodann 1957 die theologische Promotion, 1964 in Tübingen die Habilitation und 1968 die ordentliche Professur für Kirchengeschichte (Patristik). Als solcher kennt der Verfasser natürlich „seinen Augustinus“. Auf ihn vor allem kommt der Verfasser in seinem hier dargelegten mariologischen Neuentwurf immer wieder zu sprechen. Ihn, den heiligen Augustinus, wird er in der Tat, wie Pater Wilhelm

---

<sup>1</sup> Wickert, Ulrich: Die dreifältige Mutterschaft Mariens. Vallendar-Schönstatt 2007.

Klein SJ feststellt, in gewisser Weise weiterdenken. Zwischenzeitlich aber hatte Wickert, wie er im Vorwort dieser Ausgabe (7-12) schreibt, durch seine „Frau Hiltrud“ Louis-Marie Grignion de Montfort (1673-1716) studiert, der bekanntlich das Geheimnis Mariens in heilsgeschichtlicher Spannungseinheit mit dem Geheimnis Christi sieht. Grignion schaut nicht von Christus weg, wohl aber von Christus her auf Maria hin. So wie die Enthüllung des Geheimnisses Christi die Fülle der Zeit signiere, so charakterisiere das Mysterium Marianum die zweite Ankunft Christi in den Seelen und „den letzten Zeiten“. Gerade Grignions „innergeschichtlich-eschatologischer Ausblick“ (11) hat es dem Verfasser angetan. Jedenfalls wird er, Grignion de Montfort, zu einer wichtigen Stütze des hier vorgelegten mariologischen Konzeptes.

Und schließlich muss Martin Heidegger erwähnt werden. So unwahrscheinlich es auf den ersten Blick erscheinen mag: Auch durch diesen Philosophen weiß Wickert sich in seiner Marienlehre angeregt. Schon früh habe er sich mit diesem Philosophen befasst, wobei er von seinem „Stiefvater, dem klassischen Philologen Professor Dr. Erwin Wolff“ gelernt habe, dass dieser Philosoph „nicht verkürzend, nach Theologenmanier, lediglich auf die existentielle Analytik hin gelesen werden“ dürfe (11), sondern auf das hin interpretiert werden müssen, was er, Heidegger, erwartete: auf die „Kehre des Seins“. Heidegger baue mit seiner Philosophie „an einer Brücke, die mitten im Fluss abbreche. Seine Schüler könnten allenfalls an diesem unvollendeten Abschnitt Verbesserungen und Verzierungen anbringen. Wenn aber die Brücke zu Ende gebaut werden solle, so müsse dies vom anderen Ufer aus geschehen, vom Jenseits her“ (68).

Dieses „Jenseits“ ist für Wickert seine Mariologie. Als er diese Mariologie in erster Konzeption 1971 in Tübingen vortrug, hier abgedruckt unter dem Titel „Die Weltlichkeit des Glaubens, die historische Theologie und Maria Assumpta“ (219 – 270), war seine gerade erst begonnene Karriere zumindest in Tübingen auch schon wieder beendet. Wickert avancierte auf evangelischer Seite zum „Erzketzer“, dem man „den Mund zu stopfen“ habe. Tatsächlich: Es „hätte gefährlich werden können, wäre nicht so rechtzeitig wie unvermutet ein Ruf an die Kirchliche Hochschule in Berlin“ (8) an ihn ergangen. Doch auch hier durfte er über alles sprechen, nur nicht über seinen mariologischen Neuentwurf. Erst die Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt, genauer, die dortige Theologische Fakultät eröffnete ihm Redeerlaubnis. Dort durfte er 1987 eine Gastprofessur für Mariologie wahrnehmen, allerdings verbunden mit der Option, nirgends die katholische Marienlehre in Frage zu stellen. Erst als ihn ein Schönstatt-Pater auf einem wissenschaftlichen Symposium über Maria sprechen hörte, wurde ihm die Möglichkeit eröffnet, seine Mariologie in Form von einschlägigen Aufsätzen zu publizieren. Was dabei herauskam, liegt hier zweifach gegliedert vor:

Ein erster Teil besteht aus sieben eher leichter lesbaren Beiträgen, die seit 2005, ja zum größten Teil extra im Blick auf die vorliegende Publikation entstanden sind. Ein zweiter Teil enthält drei komplex-komplizierte Reflexionen aus den Jahren

1960, 1971 (bzw. 1973) und 1984. Beide Teile werden jeweils abgeschlossen mit einer Art Summarium (149 – 151; 286 – 289).

## Brückenbau vom Jenseits her

Der Verfasser versteht seine Mariologie gewissermaßen als „Brückenbau vom Jenseits her“. Die Brücke selbst trifft sich mit jenem Brückenteil, den Heidegger vom Diesseits aus errichtet habe. Dabei setzt Wickert mit Recht voraus, dass Heidegger, wenn er vom Sein spricht, immer auch an „Zeit“ denkt, dass er also stets von „Sein *und* Zeit“ redet, also von einem Sein, das im spezifischen Sinne zeitlich verfasst ist. Von daher sei es schon im Ansatz verfehlt, wenn man Heidegger von christlicher Perspektive aus auf das „*summum esse*“, auf Gott, festlegen wollte. Heidegger, so betont der Verfasser, spreche eben nicht von dem ewigen Gott und meint auch nicht, wenn er die Herabkunft des Seins selbst herbeisehnt, den inkarnierten Logos des Christentums. Aus durchaus nachvollziehbaren methodischen Gründen bleibe Heidegger Philosoph und werde nicht Theologe. Er blicke nicht, wie etwa der systematische Theologe, von der christlichen Offenbarung her auf die Weltwirklichkeit, sondern suche induktiv, von der Weltwirklichkeit her, nach Sein *und* Zeit zu fragen. Heidegger stoße dabei auf die Bedingungen der Möglichkeit von Welt, näherhin auf eine unweltliche Wirklichkeit, die, theologisch gesprochen, „eine Zwischensphäre“ darstelle, eine Wirklichkeit, die „zwischen Gott und vorfindlicher Welt“ anzusiedeln sei, eine Wirklichkeit, der „der Christ den Namen der *geschaffenen Weisheit* gibt“ (68 f.).

An dieser Stelle der Reflexion kommt dem Verfasser seine exzellente Kenntnis der Patristik, namentlich auch die des Augustinus zugute. So verweist Wickert exemplarisch auf das zwölfte Buch der *Confessiones*, wo von der „*sapientia creata*“, der geschaffenen Weisheit, die Rede ist. Dabei rekurriert der Bischof von Hippo zunächst auf die altlateinische Psalmübersetzung 113,16, die vom „Himmel des Himmels“ (*caelum caeli*) spricht, von einem Himmel, der für den Herrn da sei, während die Erde den Menschenkindern reserviert bleibe. Für Augustinus ist es offensichtlich: Es gibt über dem Himmel, den wir sehen, noch einen anderen Himmel, den „Über-Himmel, den Himmel des Himmels, an Rang und Würde dem Firmament, das wir sehen, weit überlegen“ (29). Er ist nicht identisch mit Gott, dem Schöpfer, sondern er ist Schöpfung; und zwar „*creatura intellectualis*“, geistbegabtes Geschöpf. Dieses sei, so Augustinus (*Conf.* XII, 9,9), so sehr mit Gott verbunden, dass es zwar nicht mit Gott identifiziert werden dürfe, wohl aber von ihm umfassen, erfasst und gefasst sei; und zwar dergestalt, dass es hier keinen Sündenfall, sondern nur die „*creatura intellectualis*“ als immerwährende „*Immaculata*“ gebe. Diese ist ihm, Augustinus, nicht nur höhere „Sphäre“, nicht nur Schöpfungsstruktur, sondern Person, die mit Jesus Christus zu kontrastieren und zu korrelieren sei: Er ist die ewige, sie die geschaffene Weisheit. Er ist Gott, sie ist Gottes Haus, das von Gott bewohnt und erleuchtet ist und so gerade anderen heiligen Personen Raum

schenkt und sich dadurch als „civitas Dei“, als Gottesstadt, bewährt. „Und mit dem paulinischen Galaterbrief nennt Augustinus diese geschaffene Weisheit *das Jerusalem, das droben ist, seine Mutter*“ (32).

## Maria praeexistens

Mehr noch: Dieser Mutter, diesem Haus Gottes, wendet Augustinus sich plötzlich im Gebet zu. Es ist in der Tat auffallend: Während das gesamte Werk der *Confessiones* als ein einziges Gebet zu Gott konzipiert ist, gestattet sich Augustinus plötzlich an einer einzigen Stelle eine Abweichung, Conf. 12, 15, 21. Hier spricht er im Gebet ein anderes Du an: „O Haus, so hell und schön! Ich liebe Deinen Glanz und die Wohnstatt der Herrlichkeit meines Herrn, der Dich gebaut, Dich zu eigen hat. Dir seufze meine Pilgerschaft, und ich rufe zu dem, der Dich erschaffen, er möge auch mich besitzen in Dir, weil er auch mich erschaffen hat. Irr bin ich gegangen wie das verlorene Schaf, aber ich hoffe, auf den Schultern meines Hirten, der Dich gebaut hat, werde ich Dir heimgebracht.“

Wickert zeigt sich erstaunt darüber, dass Augustinus den Namen dieses Hauses Gottes, diese geschaffene Weisheit, nicht zu kennen scheint. Für ihn, Wickert, ist es jedenfalls deutlich genug: Hier sei von Maria die Rede, von „Maria praeexistens“. Sie sei die personifizierte Schöpfung vor der Schöpfung. Nicht von ungefähr habe auch die Liturgie der mittelalterlichen Kirche die alttestamentlichen Texte, in denen von der geschaffenen Weisheit gesprochen wird (Spr 8, 22–31; Sir 24, 3–12), mit Maria in Beziehung gesetzt (37 – 40). Wickert jedenfalls entwickelt daraus seine Mariologie in universaler Weite. „Maria praeexistens“ ist – in gewisser Analogie zum ewigen Sohn – nicht „gezeugte“, wohl aber „geschaffene Tochter“ des Vaters, um als „kosmotokos“ als Mutter der Schöpfung, als „Weltgebärerin“, als „mater mundi“ bei der Erschaffung der Welt in „aktiver Empfängnis“ mitzuwirken. Insofern dürfe Maria auch ihren Platz nicht nur innerhalb des zweiten und dritten, sondern auch des ersten Glaubensartikels beanspruchen. In ihr komme die Schöpfung zur Welt und die historische Maria in der Welt zu Gesicht: als „in der Schöpfung mitwirkende Gefährtin des Sohnes, als Braut des Heiligen Geistes“ (46 f.). Dabei sei Marias Weg der Weg der drei „Katastasen ihrer Mutterschaft“: von der Kosmotokos über die Theotokos zur Ekklesiotoskos.

## Fragen

Die Lektüre ist nicht immer leicht, der gewählte Sprachstil gewöhnungsbedürftig. Viele Fragen bleiben offen, nicht zuletzt auch die, die zu der grundlegenden Frage innerhalb eines jeden Fachgesprächs gehört und noch vor der eigentlichen Kritik zu stehen hat, die Frage: Habe ich Sie richtig verstanden? Dann aber muss

auch die selbstkritische Frage des Autors formuliert werden: Habe ich, Wickert, die katholische Mariologie richtig verstanden, vor allem die fünf wichtigsten Aussagen über Maria? Noch deutlicher formuliert: Nach der Lektüre des vorliegenden Buches bin ich mir nicht sicher, wie der Verfasser die mariologischen Kernsätze der katholischen Dogmatik pünktlich und genau versteht, den Satz von Marias immerwährender Jungfräulichkeit (Virgo), von ihrem Mutter-Gottes-Sein (theotokos), von ihrem Freisein von jedem Makel der Erbsünde (Immaculata), von ihrem sündenlosen Leben (Intemerata) und von ihrer Verherrlichung (Assumpta). Wickerts Interpretation der Enzyklika „Mutter des Erlösers“ z. B., ein für die gegenwärtige Mariologie grundlegendes und richtungweisendes Dokument, lässt jedenfalls viele Fragen offen, ebenso seine Bemerkungen zu den mariologischen Aussagen des Zweiten Vatikanischen Konzils, des Schlussteils der Konstitution „Lumen gentium“. Wenn der Verfasser „die Brücke vom Jenseits aus bauen“ will, dann will er doch damit sagen, dass er sie von der Offenbarung Gottes aus errichten möchte. Was aber ist der Kern der Offenbarung Gottes? Diese Frage muss beantwortet werden und mit jeder Aussage über Maria zusammengebracht werden: Gott schafft das Heil der Menschen. Dies aber besteht darin, dass der Mensch und die gesamte Schöpfung aufgenommen und aufgehoben sind in Gott selbst, der sich in Jesus Christus als Liebe geoffenbart hat. Darin liegt der Kern der christlichen Botschaft: dass wir aufgenommen sind in die Liebe zwischen Vater und Sohn, die der Heilige Geist selbst ist. Maria öffnet sich diesem Heiligen Geist, empfängt das Wort Gottes und bringt es zur Welt. Sie steht zu ihrem Sohn, tritt in seine Nachfolge bis unter das Kreuz und wird dadurch auch unsere Mutter, die Mutter aller Glaubenden. Vollzieht sich doch der Glaube selbst nur in marianischer Modalität: Erst im Erfülltwerden vom Heiligen Geist vermag die Wahrheit des Wortes Gottes erkannt, die Nachfolge Christi gelebt und das Wort Gottes der Welt weitergegeben zu werden. Jede Mariologie, will sie nicht zur Mariophantasie verkommen (und gerade dadurch der Mariologie einen Bärendienst erweisen!), muss sich von dieser Grundaussage her entfalten lassen. Von diesem Grundgeheimnis her muss auch der Verfasser seine These begründen, Maria sei in den ersten Glaubensartikel aufzunehmen.

Doch darüber hinaus ist mir nicht klar, was genau der Verfasser damit meint und welche Implikationen diese These enthält und welche Bedeutung die Neukonzeption der Mariologie z. B. für die Schöpfungslehre, die Christologie, die Ekklesiology und die theologische Anthropologie hat. All das müsste der Verfasser allererst genau durchbuchstabieren, vor allem dann, wenn er doch offenbar mehr aussagen will als das, was die katholische Mariologie ohnehin schon sagt. Wie aber lässt sich dieses Mehr und damit auch das vermeintlich festgestellte Defizit auf katholischer Seite systematisch begründen? Assoziative Interpretationsversuche alttestamentlicher Stellen, auch nicht noch so subtile Reflexionen einzelner Verse aus den Confessiones des heiligen Augustinus oder gar Heideggers Kritik des „modernen Weltalters“ reichen hier aus. Und was ist mit dem von Wickert ebenfalls sehr geschätzten Grignon de Montfort? Dieser Heilige und seine Gründungen bieten ja nun gerade überzeugende Beispiele dafür, welch ungeheuren Potentiale, angefangen von

schlichter Frömmigkeit, über theologisch begründeter Andacht bis hin zur höchsten Mystik, die katholische Mariologie und Marienverehrung in sich bergen bzw. freizusetzen vermögen. Grignions vollständige Hingabe an Maria zeigt doch, dass Maria mich nicht weiter von Jesus weg, sondern tiefer mit ihm und seinem Vater im Himmel verbindet. Bedauerlicherweise geht der Verfasser auch nicht auf die marianische Schönstatt-Spiritualität ein, wenngleich er sich – wenigstens mit einigen Hinweisen (140 ff.) – mit der Mariologie Pater Kings auseinandersetzt. Was Wickert hier kritisiert, verwundert: Er bemängelt, dass Pater King in Maria „die Tochter von unten her“ sehe, während sein, Wickerts, Vorschlag darin bestehe, in Maria „die Tochter von oben her“ wahrzunehmen. Falls auch Pater King Maria von oben her sehe, dann ließen sich, „Pater Kings übrige Feststellungen mühelos in den ‚von außen her‘ [...] sich lichtenden weiten, das heißt ‚vorweltlichen‘ marianischen Horizont transponieren“ (144). Aber wenn Pater King oder allgemeiner gesprochen, die katholische Mariologie, doch bereits alles hat, was Wickert wünscht, warum soll sie dann „vorweltlich“ erweitert werden?

Aus der Sicht Pater Kentenichs könnte man hier vieles antworten. Doch ist Zurückhaltung geboten! Denn zunächst müssten all die hier nur exemplarisch genannten kritischen Rückfragen geklärt werden. Andererseits kann und soll durch diese fragende Zurückhaltung nicht das Positive und Nachdenkliche dieses Buches verschwiegen werden: dass hier endlich ein evangelischer Theologe versucht, die Weite und Tiefe der Mariologie fruchtbar zu machen für den ökumenischen Dialog, ja mehr noch: für den Menschen und die Menschheit heute. Wickert bietet jedenfalls eine theologische Vorlage, für die zu danken ist – übrigens auch dem Verlag – und die ungenutzt zu lassen, wir uns nicht leisten sollten.

## BUCHBESPRECHUNGEN

**Ebertz, Michael N. / Hunstig, Hans-Georg (Hrsg.), Hinaus ins Weite. Gehversuche einer milieusensiblen Kirche, Würzburg: echter 2008, 312 S.**

Die Sinus-Milieu-Kirchenstudie, die im Februar 2006 veröffentlicht wurde, hat in der katholischen Kirche Deutschlands heftige Reaktionen ausgelöst. Nur noch in drei der zehn von den Autoren beschriebenen Milieus sei die Kirche vertreten, hieß es. Inzwischen haben sich die Wogen etwas gelegt, und die erste Erregung ist einer nüchternen Analyse gewichen.

Dazu tragen die Autoren eines Sammelbandes bei, der zum Katholikentag in Osnabrück dessen positive Grundstimmung aufgreifen möchte: „Hinaus ins Weite“ rufen die Beiträger zu und benennen „Gehversuche einer milieusensiblen Kirche“. Sie beziehen sich alle auf die Sinus-Milieu-Studie, von der die grundlegenden Wertorientierungen und damit in Beziehung stehenden Alltagseinstellungen untersucht wurden, die sich in die vier Großgruppen der „gesellschaftlichen Leitmilieus“, der „Mainstream-Milieus“, der „traditionellen Milieus“ und der „unkonventionellen, jungen hedonistischen Milieus“ einteilen lassen. Die Chancen für die Kirche, auch außerhalb der schrumpfenden Milieus der „Traditionsverwurzelten“, der „Konservativen“, der „Bürgerlichen Mitte“ und eventuell noch der „Postmateriellen“ Resonanz zu finden, hängen ihrerseits von der ständigen Veränderung der

Anzahl der den einzelnen Milieus zugehörigen Menschen ab. Für die Kirche ergibt sich der Auftrag einer permanenten pastoraltheologischen Anpassung an die Milieus mit der Suche nach entsprechenden Anschlussmöglichkeiten an die christliche Botschaft. Sowohl der biblische Befund als auch der Blick auf die Kirche der ersten Jahrhunderte machen, so mehrere Beiträge des Sammelbandes, deutlich, dass die Kirche sich von Anfang an milieuübergreifend positionierte und allen Menschen zuwandte, egal ob aus der Unter-, der Mittel- oder der Oberschicht.

Eine milieusensible Pastoral fordern die Autorinnen und Autoren nicht nur, sondern zeigen auch eine Fülle von bereits durchgeführten Projekten auf. Diese reichen von der Schulung ehrenamtlicher Mitarbeiter und Gemeindeberatung bis zu Gemeindeplanung, werden aber auch sehr konkret in der Beschreibung von Aktionen wie Offene Kirche und lebensstilgerechten Gottesdiensten und Kommunionkursen. Offene Erwachsenenbildung kommt ebenso zur Sprache wie Lernprozesse in kirchlichen Verbänden und kleine christliche Gemeinschaften vor Ort.

Geistliche Bewegungen sind in dem Sammelband noch nicht thematisiert. Sie stehen aber vor ähnlichen Problemen wie Pfarrgemeinden und Diözesen. Auch sie müssen sich immer wieder die Frage stellen, welche Menschen aus welchen Milieus sie erreichen. Je mehr Milieus unter den Mitgliedern vertreten sind, desto größer die Reichweite, desto berechtigter auch der Anspruch, eine „holistische“

Bewegung zu sein, wie die Kirchensoziologie dazu sagt. Dabei ist es wichtig zu beachten, dass Milieus die alten „Standesmodelle“ überschreiten und nur bedingte Übereinstimmungen vorhanden sind.

Geistliche Bewegungen haben allerdings auch eine Legitimierung, wenn sie sich auf wenige Milieus konzentrieren. Sie müssen dann nur der Gefahr entgehen, dass sich unter diesen Milieus keine Wachstumsmilieus befinden. Der drohende Mitgliederverlust kann allein ausgeglichen werden durch apostolische Kreativität und missionarische Verve.

Joachim Schmiedl

**Troll, Christian W., Unterscheiden um zu klären. Orientierung im christlich-islamischen Dialog, Freiburg: Herder 2008, 304 S.**

**Khoury, Adel Theodor, Muhammad. Der Prophet und seine Botschaft, Freiburg: Herder 2008, 159 S.**

Zwei Altmeister des christlich-islamischen Dialogs und hervorragende Kenner beider religiöser Traditionen melden sich zu Wort. Seit der Regensburger Rede Benedikts XVI. bemühen sich Christen und Muslime um ein gegenseitiges Verständnis. Ohne eine gute Kenntnis der eigenen Glaubensgrundlagen und der jeweiligen theologischen Positionen sowie historischen Einordnungen ist das jedoch nicht möglich.

In der Neuauflage seines bereits 1990 erschienenen Muhammad-Buches gibt der emeritierte Münsteraner Religionswissenschaftler Adel Theodor Khoury einen knappen Überblick über das

Leben des islamischen Religionsstifters. Er schildert die Etappen seines Lebens und legt dabei einen besonderen Akzent auf die Übermittlung der Offenbarung und den Widerstand der Mekkaner gegen die Botschaft. Detailliert führt Khoury die Haltung Muhammads zu den Nicht-Muslimen aus und diskutiert die „relative Religionsfreiheit“ (S. 75) der Juden und Christen, die aus der Umkehrung des Absolutheitsanspruchs zugunsten des Islam resultiert. Es wird deutlich, dass die problematischen Beziehungen zwischen dem Islam und den „Buchreligionen“ Judentum und Christentum ihre Wurzel in einer zwar differenzierten, doch deutlich diskriminierenden Behandlung bereits zu Lebzeiten Muhammads haben.

Der Koran baut zwar, wie aus den zahlreichen Zitaten hervorgeht, die Khoury in eigener Übersetzung verwendet, auf der biblischen Offenbarung auf und kennt die alttestamentlichen Patriarchen und Propheten ebenso wie Johannes den Täufer, Maria und Jesus. Doch: „Für den Koran und Muhammad ist Jesus nicht Gottes Sohn. [...] Er ist und bleibt in seiner Botschaft, in seinem Leben und in seiner Person ein Zeichen der Barmherzigkeit Gottes für die Menschen in aller Welt.“ (S. 123) Wenn der Koran gegen Juden und Christen polemisiert, kreist er „vor allem um die Frage der Anerkennung der prophetischen Sendung Muhammads und der Echtheit der koranischen Offenbarung“ (S. 135). Hierin liegen in der Tat gewichtige Unterschiede. Muhammad als Prophet, als Gesandter und Erwählter Gottes und als Vorbild für die Muslime lässt sich von christlicher Seite her so nicht sehen. Eine Parallelität, so Khoury sehr deutlich,

ist nicht möglich. Doch „das gemeinsame Suchen nach einer treffenden Einschätzung seiner Person und seines Wirkens [...] und nach einer theologisch verantwortbaren Stellungnahme zu seiner Rolle im Heilsplan Gottes“ (S. 156) fängt erst an.

Zu einer solchen Klärung möchten auch die Beiträge Christian Trolls in dem zu seinem 70. Geburtstag herausgegebenen Sammelband helfen. Ein erster Teil beschäftigt sich mit den Dimensionen des Dialogs. Die neue Präsenz der Muslime in Europa ist für Troll eine Herausforderung und Chance, nicht nur für eine Begegnung aus dem Glauben, sondern auch um die verschiedenen Facetten des Islam und seine Haltung gegenüber dem Westen angemessen würdigen zu können. Die Grundfrage liegt jedoch immer im Wahrheitsanspruch und in der Stellung zu religiösem und gesellschaftlichem Pluralismus. Die Nagelprobe im Dialog wird durch die Haltung zum Konzept der Menschenwürde und zur Religionsfreiheit markiert.

Der zweite Teil des Buches versammelt Beiträge zu den Unterscheidungen im Glauben zwischen Islam und Christentum. Troll geht dem islamischen Gottesverständnis nach, differenziert die Gestalt Abrahams in der Sicht der drei Monotheismen, plädiert für die Reaktivierung des „Mekka-Modells“ einer „Koexistenz zwischen Muslimen und Nichtmuslimen auf gleichberechtigter Basis“ (S. 177) aus. In Bezug auf Muhammad fasst Troll zusammen, dass dieser „eine überragende religiös-politische Gründergestalt ist, die viele Menschen zu Gott geführt hat, die jedoch – aus christlicher Sicht – die Liebe Gottes und die Größe der Berufung des Menschen, die

in Jesu Leben, Leiden, Kreuzestod und Auferstehung offenbar geworden sind, nicht erkannt hat.“ (S. 198)

„Einschätzungen der Theologie“ ist der dritte Teil überschrieben. Troll plädiert für eine bessere christliche Kenntnis des Koran, damit deutlich wird, dass die Unterschiede immer „mit der Einzigartigkeit des grundlegenden Faktums und absoluten Mittelpunkts des christlichen Glaubens“ (S. 214) zusammenhängen, mit Jesus, dem Sohn Gottes. Troll schließt sein Buch mit einer Übersicht über den Dialog zwischen dem katholischen Lehramt und dem Islam seit dem Konzil ab. Noch einmal wird deutlich, dass die Erklärung „Nostra aetate“ wirklich eine epochale Wende im Verhältnis zu den Weltreligionen bewirkt hat und dass in den Jahrzehnten danach viele Missverständnisse abgebaut werden konnten.

Der Weg des Dialogs zwischen dem Islam und dem Christentum ist freilich noch sehr weit. Gemeinsame Erklärungen können jedoch eine gute Grundlage für die Weiterarbeit sein. Wenn es in der Deklaration nach dem Dialoggespräch zwischen dem Vatikan und schiitischen Theologen vom 30. April 2008 heißt, dass Verallgemeinerungen vermieden werden sollten und religiöse Traditionen nur in einer Gesamtschau und unter Berücksichtigung einer angemessenen Hermeneutik beurteilt werden können, so sind damit zentrale Elemente eines Dialogs auf der Grundlage von Glaube und Vernunft angegeben. Und vielleicht wäre es angemessen, nicht nur auf der theologischen, sondern auch auf der spirituellen Ebene zu einer interreligiösen „Ökumene der Herzen“ aufzubrechen.

Joachim Schmiedl